

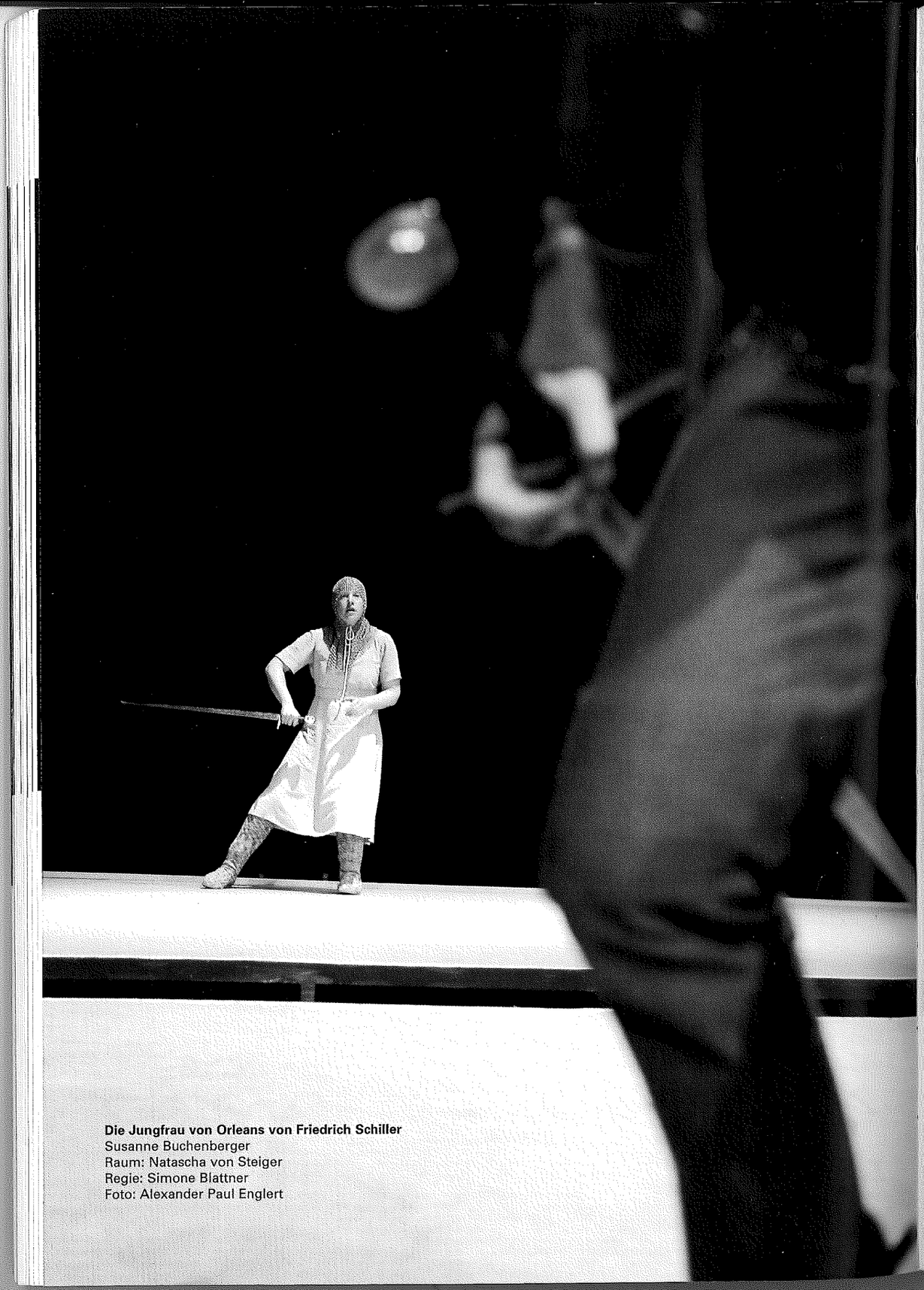
Zauberberg. Positionen am Abgrund
von Friederike Heller und Marcel Luxinger
nach dem Roman von Thomas Mann
Raum: Sabine Kohlstedt
Regie: Friederike Heller
Foto: Alexander Paul Englert

SALON 3
Abschied von der Arbeitsreligion
Sonntag, 10. Dezember 2006

Gäste: Annett Gröschner und Franz Schultheis

Susanne Traub: Einen schönen Nachmittag am zweiten Advent, wünsche ich. Ich freue mich, daß Sie so zahlreich gekommen sind, und möchte Ihnen unser Podium ganz kurz vorstellen, bevor ich das Wort an Wolfgang Engler übergebe. Ich begrüße Herrn Franz Schultheis aus Genf und Paris, sowie Frau Annett Gröschner aus Berlin. Das Thema heute ist: »Abschied von der Arbeitsreligion«.

Wolfgang Engler: Ich begrüße Sie auch noch einmal herzlich. Wir werden ähnlich verfahren wie bei den letzten Malen. Wir entwickeln das Thema unter uns, und natürlich würde es uns dann freuen, wenn Sie sich mit Bemerkungen und Fragen in unser Gespräch einschalten. Das Thema bedarf, glaube ich, keiner langwierigen Einführung. Vielleicht nur ein, zwei Bemerkungen dazu. Es ist noch nicht gar so lange her, daß in Gesellschaften der uns vertrauten Art die Lohnarbeitsgesellschaft in Bestform war und annähernde Vollbeschäftigung herrschte, für jede und jeden, die ihr Leben durch Arbeit begründen wollten oder mußten, diese Möglichkeit auch bestand. Und daß die Arbeit die man hatte, der Beruf, den man ausübte, mit anderen Worten, die Stelle, die man im Erwerbssystem einnahm, einem auch eine mehr oder weniger unangefochtene Stellung im Gesellschaftsganzen gewährleistete. Das ist erkennbar etwas, was an der Schwelle der sechziger und siebziger Jahre in eine Krise geraten ist. Die Älteren unter Ihnen erinnern sich vielleicht daran, daß zum ersten Mal 1973 eine Million Arbeitslose in der alten Bundesrepublik zu verzeichnen waren. Damals gab es Bundestagsdebatten – man kann sie heute manchmal noch auf dem Sender »Phoenix« hören – die durchaus alarmierender Natur waren, in denen die Frage aufgeworfen wurde, wie die Demokratie in diesem Land mit einer Million Arbeitslosen überhaupt fortbestehen könne. Das waren fast gemütliche Zustände, an dem gemessen, was danach kam. Auch wenn jetzt in der Arbeitslosigkeitsstatistik die Zahl ein wenig abgeschmolzen ist in den letzten Wochen und Monaten, aus Gründen, die wir hier nicht im Einzelnen erörtern können. Zunächst war es eine Zunahme auf fünf Millionen, mitbedingt zumindest durch die Hartz-Gesetze. Jetzt sind es etwas weniger, aber selbst wenn die deutsche Gesellschaft wieder eine Vollbeschäftigungsgesellschaft wäre, wenn es etwa drei Prozent Arbeitslose im Jahresdurchschnitt gäbe, wäre nicht alles so, wie es einmal war. Die Beschäftigungsverhältnisse selbst haben sich verändert. Gemeint sind Umstände, die unter dem Thema »Prekarisierung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse« diskutiert werden. In dem Zusammenhang kann man vielleicht auch an die unter etwas diffusen begrifflichen Voraussetzungen ge-



Die Jungfrau von Orleans von Friedrich Schiller
Susanne Buchenberger
Raum: Natascha von Steiger
Regie: Simone Blattner
Foto: Alexander Paul Englert

führte Unterschichtdebatte erinnern. Wir sind heute in der glücklichen Lage mit Franz Schultheis jemanden bei uns zu haben, der jenseits dieser Aufgeregtheiten des Journalismus, der schnellen Thesen, der Instanttheorien im Jahre 2005 eine wirklich sehr gründliche und umfassende Forschungsarbeit vorgelegt hat unter dem Titel »Gesellschaft mit begrenzter Haftung«[22]. Wer mit den soziologischen Themendiskussionen mehr vertraut ist, weiß vielleicht, daß es ein »Original« dafür gab, eine Arbeit, die Pierre Bourdieu im Jahre 1993 vorgelegt hat. Im Deutschen trägt sie den Titel »Das Elend der Welt«, französisch »La misère du monde«[23]. Es ist die Arbeit einer Forschergruppe, einem großen Kollektiv von Soziologen, die so etwas wie eine soziologische Kartographie Frankreichs erstellt haben. Dieses Beispiel hat erfreulicherweise Schule gemacht, erfreulicherweise auch in Deutschland. Es gibt, glaube ich, eine ganze Reihe anderer Länder, wo Nachfolgearbeiten erschienen sind, in Schweden und Griechenland beispielsweise. Nun auch in Deutschland. Da ich nicht voraussetzen kann, daß Sie alle mit dieser Literatur vertraut sind, haben wir beide uns so verständigt, daß Franz Schultheis uns einmal mit den wesentlichen Resultaten dieser Untersuchung vertraut machen wird, damit wir eine Gesprächsgrundlage haben. Die Frage, die ich im Zusammenhang mit unserem Thema »Abschied von der Arbeitsreligion« stellen möchte, lautet: Wie hängen denn Gesellschaften der uns vertrauten Art zusammen, wenn das, was sie verband, nämlich Lohnarbeit, Erwerbsarbeit, Vollbeschäftigung in einen kritischen Zustand gerät, und was hat sich im Verlauf der letzten fünfzehn Jahre, nehmen wir mal die Zäsur von 1989/90, fundamental geändert? Was sind Eure wesentlichen Ergebnisse?

Franz Schultheis: Vielen Dank zunächst einmal für die Einladung. Das sind sehr komplexe Fragen, die Wolfgang Engler hier vorgelegt hat. Ich versuche in aller Kürze etwas zu skizzieren, was wie eine Antwort darauf erscheinen könnte und sollte. Zunächst möchte ich betonen, daß es ein Kollektivwerk ist, von dem hier die Rede ist. Es waren dreißig Sozialwissenschaftler der unterschiedlichsten Regionen Deutschlands beteiligt. Dieser kollektive Charakter entspricht eigentlich auch dem Vorläufermodell von Pierre Bourdieu. Er hatte mit einer Gruppe von zwanzig Sozialwissenschaftlern die Studie »La misère du monde« gemacht. Die Gruppe, die sich in Deutschland zusammenfand, war an der Übersetzung ins Deutsche beteiligt. Darüber kam denn auch die Idee, eine solche Studie auch für Deutschland zu machen. Bourdieu hat das sehr unterstützt und hat uns auch in der ersten Zeit begleitet. Diese Studie für Deutschland, die unter dem Titel »Gesellschaft mit begrenzter Haftung« als Buch erschienen ist, versucht eben auch eine Radiographie der deutschen Gegenwartsgesellschaft von unten zu leisten, also mit einer Technik zu arbeiten, die eigentlich unüblich ist. In der Regel machen wir Gesellschaftsdiagnose mit statistischen

22 Schultheis, Franz und Schulz, Kristina. (Hrsg.): Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2005.
23 Pierre Bourdieu: Le misère du monde. Paris: Editions du Seuil 1993

Indikatoren, Arbeitslosenrate, Armutsbetroffene, Sozialhilfeempfänger usw. Dann nehmen wir diese Indikatoren und machen daraus ein makrosoziologisches Bild des gesamtgesellschaftlichen Zustandes. Unser Verfahren war dem entgegengesetzt, wir haben mit Alltagsmenschen unterschiedlichster Herkunft, der unterschiedlichsten Professionen, Gespräche geführt, sehr ausführliche Gespräche, oftmals über mehrere Stunden. Wir haben dann versucht, daraus Zeugnisse einer solchen Gesellschaftsdiagnose von unten zu machen, indem wir diese Menschen zu Wort kommen ließen und die Ergebnisse dem Leser zu vermitteln versuchten, und gleichzeitig versuchten wir über den Einzelfall, das Einzelschicksal hinaus, aufzuzeigen, was sich daran an typischen Entwicklungstendenzen unserer Gesellschaft widerspiegelt. Das war zum Teil ein sehr schwieriges Unternehmen, dreißig Leute, die sich vorher zum allergrößten Teil noch nicht einmal kannten, zu einem solchen Gesamtprojekt zusammenzuschmieden. Eine große Hilfe dabei war, daß alle das Buch von Bourdieu gelesen hatten, und daß diese Lektüre bei uns eigentlich den Ton angab. Das hat sehr schnell gefruchtet. Wir haben uns vier Mal hier in Frankfurt getroffen und haben die großen Linien des Buches zusammen definiert.

Was kam heraus bei der Studie? Es kommt eben fast ein Chor zustande, eine Polyphonie. Menschen, die aus den unterschiedlichsten Positionen des sozialen Raums über ihren Alltag sprechen, sagen, was ihnen widerfahren ist, was sie für Gefühle angesichts des Abstiegs, des Heimatverlustes, der Prekarisierung ihrer materiellen Lebensbedingungen erfahren haben, aber auch an Bedeutungsverlust, an Verlust von Anerkennung, an sozialem Wert. Und diese Polyphonie führt dann dazu, daß man einen Lehrer oder einen Pfarrer reden hört aus einer ganz anderen Position als der eines Langzeitarbeitslosen mit geringer Schulbildung. Oder eine Asylantin oder eine, von den Geschehnissen der letzten Jahre frustrierte, in der Frauenbewegung engagierte Frau. Wir haben also ein breites Spektrum an Schicksalen und trotzdem kommt eine gemeinsame Befindlichkeit, eine gemeinsame Tonlage zustande. Wenn man die auf einen kurzen Nenner bringen sollte – was immer gefährlich ist – dann ist es tatsächlich das Gefühl von Verlust. Heimatverlust und das Gefühl, daß es einem deutlich schlechter geht und die Zukunftsaussichten alles andere als rosig sind. Das heißt also, wir haben, wenn wir das als Thermometer für die Befindlichkeit der deutschen Gegenwartsgesellschaft nehmen, kein sehr optimistisch stimmendes Bild. Wir haben diese Forschung als offene Baustelle definiert. Wir haben gesagt, es müßten weitere Arbeiten erfolgen, diese Studie war nur ein erster Schritt. Wir sind schon ganz zufrieden, daß wir das trotz der schwierigen Ausgangslage von dreißig einander größtenteils unbekannten Mitarbeitern dann doch als ein Kollektivwerk hinbekommen haben, das dann vielleicht von anderer Seite systematischer und intensiver fortgeführt werden kann.

Engler: Das wollen wir noch im Einzelnen betrachten. Ich möchte zunächst noch eine Zusatzfrage stellen. Wenn diese Untersuchung, sagen wir vor über zwanzig Jahren gemacht worden wäre, dann wäre Eines zumindest anders gewesen, nämlich die Tatsache, daß jene, die die Fragen gestellt hätten und die weitestgehend aus dem akademischen Raum kommen, in einer sehr viel sichereren Position gewesen wären, als sie es heutzutage sind. Also auch der universitäre Raum ist nicht mehr ein geschützter Raum wie er es war, mit gesicherten Stellen, mit genauen Laufbahnerwartungen. Wir alle, die wir darin arbeiten, wissen es. Könntest du beschreiben, inwiefern sich das auswirkt, wenn Menschen eine Forschungsarbeit erstellen, deren Position oftmals gar nicht so verschieden ist von der Lage jener, die befragt werden? Wenn man den Text liest, merkt man das nicht durchgehend, sondern man hat oft den Eindruck, es ist aus der Sicherheit dessen, der fragt, formuliert. Der andere antwortet, Ihr druckt die Interviews ab. Hat das für Euch eine Rolle gespielt? Noch etwas genereller gefragt: Ein Universitäts-Abschluß ist noch immer das beste Eintrittsbillet in die Arbeitsgesellschaft, die akademische Arbeitslosigkeit liegt konstant viel niedriger als der durchschnittliche Wert. 3,8 Prozent der Akademiker, las ich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, sind arbeitslos, vergleichsweise wenig, man könnte fast von einer Vollbeschäftigung bei den Akademikern sprechen. Und dennoch ist auch da nicht alles beim alten geblieben. Habt Ihr das reflektiert, und wenn ja, mit welche Ergebnis?

Schultheis: Das ist eine gute Frage. Effektiv ist es so, daß von den dreißig Leuten, die in dem Projekt engagiert waren, mindestens zwanzig in prekären Verhältnissen in der einen oder der anderen Art steckten. Wenn man das selbst hautnah erlebt, dann hat man wahrscheinlich eine größere Sensibilität für solche Fragen. Das hat aber noch einen anderen Effekt. Die Technik von »La misère du monde«, die wir übernahmen, beruht darauf, daß man mit einer scheinbar zentralen Regel der sozialwissenschaftlichen Forschung bricht, nämlich der Anonymität. In der Regel befragt man Menschen, die man nicht kennt, um diese berühmte Werturteilsnorm dann in die Praxis umzusetzen. Nicht persönlich engagiert sein bedeutet, Objektivität erreichen zu können, was eine gewisse Illusion im sozialwissenschaftlichen Betrieb ist. Auf jeden Fall haben wir uns dem nicht gebeugt. Und häufig waren es Menschen in prekären Verhältnissen, die als Forscher über andere Menschen in prekären Verhältnissen gearbeitet haben. Die Diskussion zwischen zwei Personen, die etwas teilen, diese Erfahrung von Prekarität, ist bestimmt eine andere, als wenn man nur aus gesicherter Position heraus jemandem gegenübertritt, der an verschiedenen gesellschaftlichen Dysfunktionen leidet, Arbeitslosigkeit, Sozialhilfeempfang etc. Es war durchaus eine gewisse Reziprozität in der Befragungssituation da und ein gemeinsames Feeling auch für solche Situationen. In der Tat, zwanzig Jahre früher hätte man das wahrscheinlich nicht so machen können. Es ist tatsächlich so, daß heute auch der akademische Betrieb von all den Prozessen, die wir beschreiben, also Prekarisierung,

größere Verletzbarkeit von biographischen Flugbahnen, die allgemeine Verunsicherung, was Lebensentwürfe angeht, fast genau so betroffen ist, selbst wenn die Zahlen das nicht so widerspiegeln. Wir können natürlich immer noch sagen, mit Hochschul-Diplom haben wir ein deutlich geringeres Risiko, eines Tages von Arbeitslosigkeit betroffen zu sein als ohne, aber dabei wird auch vergessen, daß sehr viele Hochschulabgänger in Arbeitsbereichen tätig sind, die weit unter dem angesiedelt sind, was ihnen das Diplom eigentlich verspricht. Da haben wir es mit einem Prozeß der Inflation von Bildungsdiplomen zu tun. Also einer Abwertung der Abschlüsse. Die ältere Generation konnte beispielsweise für einen Magister auf dem Markt noch etwas kaufen. Dafür bekommt man jetzt zumindest nicht mehr automatisch etwas. Und dieses Lebensgefühl, das da auch in den Diskussionen durchscheint, das ist schon typisch für unsere Zeit.

Engler: Danke. Annett Gröschner wird ins Thema einsteigen, indem sie einen Text liest, den sie selbst geschrieben hat. Dazu sage ich vielleicht noch kurz etwas. Der Text gehört zu einer umfangreicheren Arbeit, die den Titel trägt »Handbuch des Überlebens«[24]. Das klingt jetzt sehr pathetisch und sehr dramatisch. Auch da haben sich ein paar Menschen zusammengefunden, in der Absicht, nicht auf der Ebene theoretischer Verallgemeinerung und auch nicht von systematisch geführten Interviews, sondern in der Form von Portraits die Gesellschaft zu sondieren. Es handelt sich um 35 Portraits von real existierenden Menschen in diesem Land. Das Ganze war Teil eines Projektes, für das die Bundeskulturstiftung viel Geld ausgegeben hat. Es hieß »Shrinking Cities« – »Schrumpfende Städte«[25]. Da gab es zwei Phasen, die erste war eine Analysephase, in der verschiedene Städte modellhaft untersucht wurden, um herauszufinden, was passiert, wenn Bevölkerungen schrumpfen, wenn mit einem Male ganze Wohnquartiere leer stehen. Teil zwei sollte Auswege aus dieser Situation weisen, Vorschläge machen, wie man damit umgehen kann. Es ist für Städteplaner und Soziologen eine sehr unangenehme Erfahrung. Wie geht man mit Situationen um, die vom Weniger diktiert sind, und das auf vielen Gebieten? Schrumpfen ist keine Kategorie, die sehr erhabene Gefühle weckt. Es wird nicht mehr, sondern weniger, und zwar auf lange Sicht.

Annett Gröschner: Bei diesem Projekt bin ich mit zwei Texten beteiligt. Ich bin ja als Autorin mittlerweile eine Arbeitsnomadin, bin also ständig irgendwo unterwegs. Auch in Frankfurt stößt man an jeder Straßenecke auf Geschichten, die sehr viel mit diesen prekären Lebenslagen zu tun haben. Die Geschichte, die ich vorlese, ist eine Berliner Geschichte, die auch wohl eher dort als in ländlichen Gegenden vorkommt. Und diese Geschichte heißt »Wegerechtregeln«.

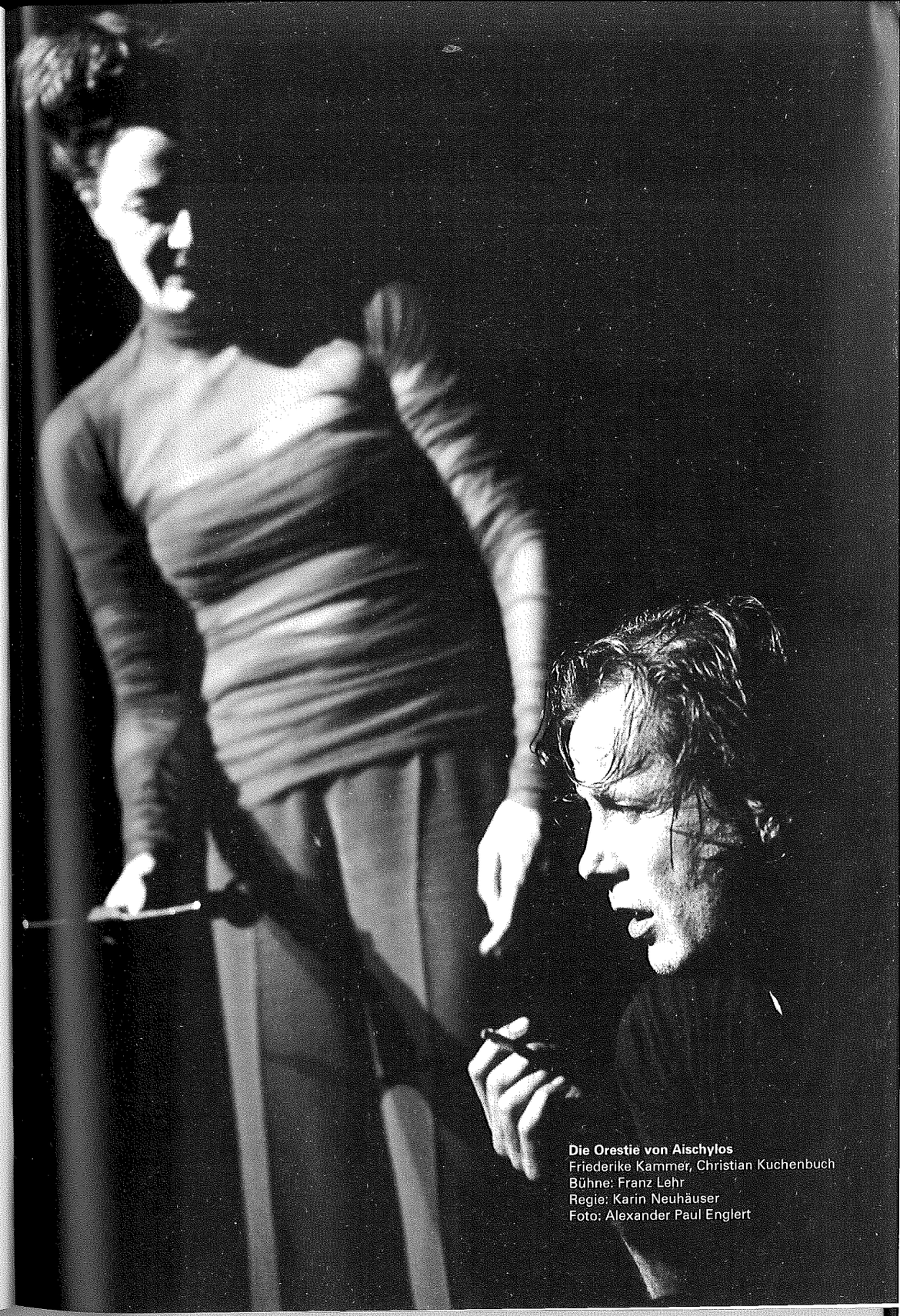
24 Annett Gröschner: Handbuch des Überlebens nebst Ansichten vom »Humankapital«, in: Schrumpfende Städte – Band 2 Handlungskonzepte, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 2005, S. 37f.
25 Annett Gröschner: Schrumpfende Städte. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 2005

»Herr K., fünfundvierzig Jahre, und Herr M., arbeitslos, Berlin. Herr K. geht in Berlin einer mäßig bezahlten Tätigkeit nach, die ihm den Lebensunterhalt gerade so sichert, daß es an Bier und Zigaretten und ab und zu an einem frischen, guten Buch nicht fehlt, und der Kopf frei bleibt für Wesentliches. Seine Zweiraumwohnung teilt er mit seinem Freund, Herrn M., mit dem ihn seit bald 20 Jahren eine innige Beziehung verbindet, fast so lange leben sie zusammen, ohne jedoch die vom Staat seit drei Jahren eingeräumte Möglichkeit einer eingetragenen gleichgeschlechtlichen Partnerschaft auch nur erwogen zu haben. Herr M. hat nach mehreren Weiterbildungen, einer Umschulung und einer nicht mehr überschaubaren Anzahl von Bewerbungen keine Aussicht auf die Aufnahme einer bezahlten Tätigkeit und bezieht seit Januar das unter der Bezeichnung »Auf Hartz IV sein« bekannte Arbeitslosengeld Zwei. Sein neuer Status hat ihm bisher drei Termine im Jobcenter, aber keinen Job eingebracht. Die meiste Zeit verbringt Herr M. deshalb in seinem Zimmer. Über die Nutzung desselben besitzt M. seit kurzem einen notariell beglaubigten Vertrag mit seinem Freund K. Während in eheähnlicher Gemeinschaft lebende heterosexuelle Paare als Bedarfsgemeinschaft gelten, die sich gegenseitig zu unterstützen haben, weswegen etliche frühere Bezieher von Arbeitslosengeld inzwischen keinen Cent mehr vom Staat bekommen, wird bei homosexuellen Partnerschaften das Partnereinkommen bei der Berechnung des Arbeitslosengeldes nicht einbezogen. Ob dies gegen den Gleichheitsgrundsatz verstößt, prüft inzwischen das Bundesverfassungsgericht. K. muß also bisher nicht für den Lebensunterhalt seines Freundes M. aufkommen. Er sollte allerdings vom Jobcenter verpflichtet werden, die Miete für die gemeinsame Wohnung zu übernehmen. Das sah Herr K. nicht ein. Er war klug genug zu wissen, daß eine aus filigranem Gewebe bestehende Beziehung rasch brüchig werden kann, wenn nicht beide Partner ihren Teil zum Lebensunterhalt beitragen. Deshalb und weil er sich überaus gerne mit dem Staat streitet, welcher Verfassung der auch immer ist, beschloß er, ein Schriftstück aufzusetzen, das ihn vor der Übernahme der Miete retten und es den staatlichen Wohlfahrtsämtern unmöglich machen würde, in der Wohnung herumzuschnüffeln. Er machte seinen Freund M. kurzerhand zum Untermieter, was auch in Form eines um etliche Jahre zurückdatierten Untermietvertrages vom Vermieter beglaubigt wurde. Untermieter M. bewohnt demnach ein Zimmer in K.'s Wohnung. Laut Untermietvertrag ist er berechtigt, Küche und Bad mitzunutzen. Für den Korridor allerdings bekam M. von Freund K. nur ein einfaches Wegerecht zugestanden. M. selbst darf den Flur benutzen, wann immer er will, Besuch nicht. Es könnte ja sein, daß irgendein Amt vor der Tür steht, um in Küche oder Bad herumzuschnüffeln, ob K. und M. nicht doch die Bettwäsche in einem gemeinsamen Waschgang waschen oder den Joghurt teilen. Da aber kein Besuch, der zu M. will, berechtigt ist, den Flur zu benutzen, ohne bei K. einen schriftlichen Antrag zu stellen, der natürlich nach drei Wochen abschlägig beschieden wird, kann das Amt M. nicht kontrollieren. Herr K. hat dem Jobcenter die Kosten der nota-

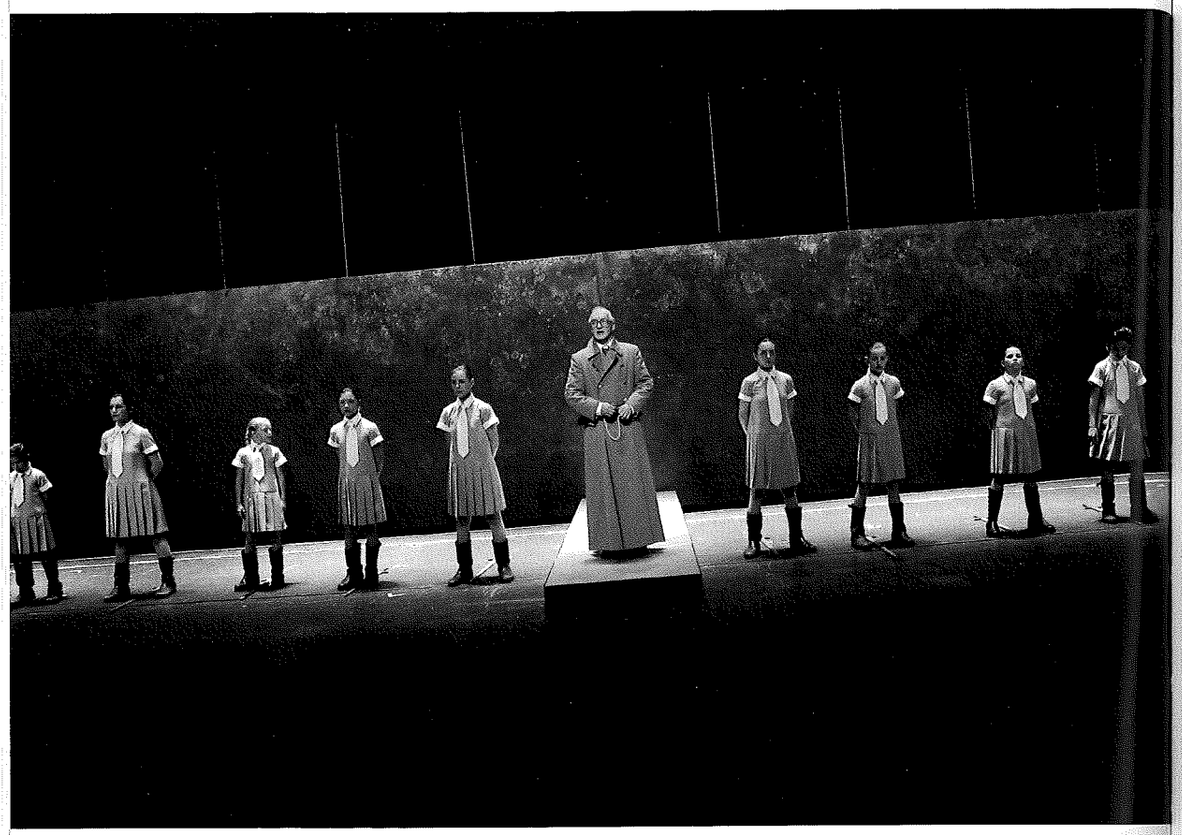
riellen Beglaubigung in Höhe von 35 Euro in Rechnung gestellt. Das Amt reagierte nicht, ein Mahnverfahren zur Erwirkung eines Titels mit dem Ziel einer Pfändung ist anhängig.«

Engler: Eine Geschichte, die für sich spricht. Sie ist zugestandenermaßen skurril, aber in der Skurrilität spiegelt sie sehr allgemeine, sehr typische Lebensverhältnisse. Man sieht anhand dieser Geschichte, wie im Grunde Phantasie und Intellekt seltsame Wege gehen, unter Voraussetzungen, die nicht weniger seltsam sind. Die Geschichte zeigt auch, wie erfindungsreich die Leute tatsächlich sind. Und wie aussichtslos dann in gewisser Weise auch das Kontrollansinnen des Staates den Privatverhältnissen gegenüber ist. Was mir an dieser und auch an den anderen Geschichten, die im Zusammenhang mit dem Unternehmen, das ich eben schilderte, entstanden sind, gefällt, ist eben gerade dies, daß auch Menschen, die man jetzt so gerne der Unterschicht zurechnet, bei allen Handicaps, die sie haben, sehr gewandt sind, sehr klug sind, ihre Interessen zu wahren wissen, ein gewisses Raffinement entwikkeln im Umgang mit Behörden und Ämtern. Es gibt einen geschulten Sinn für das, was einem zu Gute kommt, was man tun darf, was man vermeiden oder zumindest kaschieren muß. Das führt mich dahin, die beiden Gäste in Beziehung zu setzen. Der Untertitel des Buches »Gesellschaft mit beschränkter Haftung« lautet »Zumutung und Leiden im deutschen Alltag«. Zumutung, ja, niemand unter uns, der das nicht unterschreiben würde. Gewachsene Risiken könnte man auch sagen, den Alltag und die Arbeit zu bewältigen. Woran ich noch einmal hängen blieb, das war das zweite Wort: Leiden. Inwiefern würdest Du sagen, ist das ein richtiger Befund? Ist für die Beschreibung des deutschen Alltags oder dieser Gesellschaft, der Menschen, die in ihr leben, solche, die Ihr zu Wort habt kommen lassen, ist hier Leiden wirklich ein adäquater Ausdruck? Und was folgt dann aus dem Leiden? Annett Gröschner und ich sahen gestern hier im Haus über fünfeinhalb Stunden »Die Orestie«[26], einige von Ihnen haben sie vielleicht auch gesehen. Da werden einem Begriffe eingeschärft: Handeln, Lernen, Leiden. Das zieht sich wie eine Trias durch den Abend. Michael Thalheimer, der das Stück in Berlin inszeniert hat, allerdings in einer Stunde und zwanzig Minuten, hat die Erfahrung des Textes dem Publikum geradezu stakkatoartig übermittelt. Handeln, Leiden, Lernen. Das ist im Kontext des antiken Dramas gut verständlich. Wer handelt, der lädt Schuld auf sich. Er wird moralisch schuldig, er kann machen, was er will. Er kann versuchen, sich auf Götter herauszureden oder auch nicht, die Tat bleibt an ihm kleben. Er hat diese Schuld auf sich geladen. Und lernen heißt letztlich, ein Bewußtsein seiner selbst als Mensch zu entwikkeln. Der Mensch ist kein Gott, er hüte sich vor Hybris. Er übe sich zeitig in Bescheidenheit und lobe sein Leben erst dann, wenn er den letzten Tag wirklich hinter sich gebracht hat und im Begriffe ist, das Leben auszuhauchen. Lernen im Kontext dieses Stückes »Die Orestie« ist dann aber auch noch

26 Aischylos: Orestie. 458 v. Chr.



Die Orestie von Aischylos
Friederike Kammer, Christian Kuchenbuch
Bühne: Franz Lehr
Regie: Karin Neuhäuser
Foto: Alexander Paul Englert



Die Orestie von Aischylos
Kinderchor, Falk Rockstroh
Bühne: Franz Lehr
Regie: Karin Neuhäuser
Foto: Alexander Paul Englert

etwas mehr, es heißt, etwas Neues probieren. Demokratie einüben, das Recht zu institutionalisieren.
Wenn ich das auf Eure Analysen übertrage, dann ergeben sich für mich daraus zwei Fragen. Die erste habe ich schon gestellt, wie ist das mit dem Leiden? Ist Leiden wirklich – man denkt ja fast an Dostojewskij – ein stimmiger Begriff, um eine Gegenwartsdiagnose zu versuchen? Und zweitens, was folgt denn, wenn es eine stimmige Diagnose ist, aus dem Leiden? Führt es zu irgendwas? Oder ist es eher die Beschreibung einer allgemeinen Niedergeschlagenheit, einer tiefsitzenden Müdigkeit, aus der politisch nichts resultiert?

Schultheis: Tatsächlich hat der Begriff des Leidens vielleicht solch eine Konnotation, daß man denkt, da wird ein larmoyantes Bild der Gesellschaft gezeichnet – Leute, die nur die Klagemauer ansehen und sich letztendlich in Selbstmitleid ergehen. Und im Französischen nennt man das die »Misérabilisme«. Man spielt also diese Leier der allgemeinen Misere. Das ist wirklich nicht das, was wir mit dem Buch als Effekt erzielen wollten. Den Begriff Leiden haben wir gewählt, weil wir effektiv in vielen dieser Interviews gespürt haben, daß die Menschen, die uns da ihre Intimsphäre öffneten, erzählten, was ihnen widerfährt, beschrieben, wie sie versuchen, sich in ihrem Leben zurecht zu finden, daß da ein hohes Maß an Frustration, an Hoffnungslosigkeit, Aussichts- und Zukunftslosigkeit zum Ausdruck kommt. Der Begriff des Leidens sollte das wiedergeben. Aber das Beispiel von eben zeigt, die Menschen entwickeln Gegenstrategien, sie versuchen, aktiv zu sein im Umgang mit ihrem Leben. Und wie es das schöne Beispiel zeigt, sie gehen gegen die Bürokratie an, unterlaufen deren Kontrollmechanismen, deren Disziplinierungs- und Sanktionsmechanismen usw. Gleichzeitig muß man aber entgegenhalten, daß diese Menschen ihre Lebensenergie und ihre Lebensperspektiven in den Kampf mit Windmühlen investieren, mit bürokratischen Absurditäten. Anstatt ihr Leben sinnvoll zu gestalten und biographische Selbstentwürfe zu entwickeln, kämpfen sie gegen vorgegebene Kontrollmechanismen. Da haben wir es mit einer Art und Weise zu tun, seine Energien in Kampf umzumünzen, aber ein Kampf, dessen Spielregeln von ihnen nicht autonom vorgegeben sind. Sie wehren sich ihrer Haut, tun dies auch effizient, aber sie verbringen quasi ihre Zeit damit. Wir wissen ja auch, daß Arbeitslosigkeit sehr zeitaufwendig ist. Man muß dem billigsten Angebot an Lebensmitteln hinterherlaufen, man muß Behördengänge machen, man muß ständig irgendwo antanzen, um ein Papier zu kriegen. Das ist ein aufreibendes Geschäft und ist in Wirklichkeit kein politischer Widerstand. Es ist meines Erachtens auch nicht politikfähig, sondern es ist hochindividualisiert, das »sich durchwurschteln« im Alltag, angesichts einer Lebenswelt, die einen erdrückt, wenn man immer wieder versucht, noch etwas Luft abzukriegen. Deshalb würde ich schlicht sagen, der Begriff des Leidens angesichts der Zumutungen, über die wir uns einig sind, wirkt etwas dramatisch, aber es geht auch dramatisch zu, wenn man

sich die Sache genau anschaut. Die Leute sind zwar nicht hoffnungslos und sie geben auch nicht auf, diese fünfzig Leute, die wir befragt haben, aber sie sind doch häufig am Rande eines Zustandes, wo man eigentlich von der Zukunft nichts mehr erwartet, wo man auch persönliche Utopien aufgibt. Und da sollte doch eigentlich die persönliche Energie reingehen.

Gröschner: Ich finde auch, daß sich in den letzten ein, zwei Jahren viel geändert hat. Ich habe das vor allem im Osten untersucht, weil ich dort als Journalistin und Reporterin unterwegs war. Erst gab es noch eine Hoffnung, irgendwann würde sich etwas verändern. Dann gab es die Proteste vor zwei Jahren, die waren sehr groß und erinnerten auch ein wenig an die Wendezeit. Irgendwann waren sie aber auch wieder vorbei, und es ist mir bis heute nicht ganz klar, warum. Es war einfach wieder zu Ende. Obwohl die Hartz IV-Gesetze erst danach kamen, gewirkt haben und immer noch wirken. Wenn man die Montagsdemonstrationen sieht, die es ja immer noch gibt, dann sieht man ein Häufchen von zehn, zwanzig Leuten, angeführt von einer marxistisch-leninistischen Splitterorganisation. Die Spitze ist abgebrochen, aber wodurch ist das so gekommen? Ich kann es mir nicht wirklich erklären.

Engler: Vielleicht habt Ihr eine Antwort darauf gefunden. Pierre Bourdieu, Du kennst ihn ja lange, ich hatte auch das Glück, ihn über Dich in den frühen neunziger Jahren kennenzulernen, Pierre Bourdieu war ein sehr politischer Mensch. Wir wissen, daß er ein hohes Ethos hatte, was die Objektivität seiner Analysen angeht, aber er war auch jemand, der sie nicht um ihrer selbst willen durchführte. Er wollte im politischen Raum etwas bewirken, von den frühen Arbeiten angefangen, den »Feinen Unterschieden« bis hin zu der letzten großen Untersuchung. So lese ich auch Euer Buch. Die Essenz der »Gesellschaft mit begrenzter Haftung« resümiert sich in der Frage, ob und inwiefern der gestiegene Leidensdruck Anknüpfungspunkte für eine Aktivierung und Politisierung des Handelns bietet. Andererseits: Es stimmt schon, diese Gesellschaft vermittelt – auch in Eurer Studie – den Eindruck einer tiefsitzenden Müdigkeit. Es ist schwer vorstellbar, daß daraus alsbald ein politisches Projekt erwächst. Das letzte politische Projekt der alten Bundesrepublik ist im Schatten von 1968 entstanden, das grüne Projekt. Auch da gab es Umbrüche in der Gesellschaft, einen Generationswandel, einen Generationskonflikt, einen Streit. Die Grundlagen der Industriegesellschaft veränderten sich durch die dritte technologische Revolution. Auch heute ist an Turbulenzen in der Welt kein Mangel. Auch wir beobachten, daß sich die ökonomischen Grundlagen tiefgreifend verändern. Es rumort im Inneren der Gesellschaft. Auch in den Köpfen? Es wäre doch total deprimierend, wenn man zusammenfassend feststellte, die Leute sind erschöpft, zu müde, um Neues zu ersinnen, zu erträumen. Könntest Du ein paar Ansatzpunkte formulieren und seien es auch noch so kleine Zipfel, an denen man das Tischtuch mal wieder auf die andere Seite hinüberziehen könnte?

Schultheis: Eine schwierige Frage. Ich werde sie auch nicht so positiv beantworten, weil ich es auch nicht kann. Zunächst einmal ist der Befund, wie wir ihn abgeben, wie die Diagnose eines Arztes, der sagt, wie es mit einem steht. Es ist erst einmal ein politischer Befund, der es deutlich macht, daß wir aktuell in einer Gesellschaft leben, wo die Alltagsmenschen mehr und mehr das Gefühl haben, allein gelassen zu werden, daß die Gesellschaft keine Haftung mehr für sie übernimmt. Sie haben das Gefühl, daß die traditionelle Solidargemeinschaft des sogenannten »sozialen« Kapitalismus, auf die wir so große Stücke in der Nachkriegszeit hielten, doch sehr flügellahm wird, und man das Gefühl hat, sich nicht mehr auf diese Kollektivität verlassen zu können. Das ist ein Befund, den man sehr ernst nehmen muß. Wir haben eigentlich wenig an Aufbruchsstimmung, an Widerständen, die auch politisch nutzbar wären, zu spüren bekommen. Jetzt müßte ich vielleicht noch einen Erklärungsvorschlag machen, was die Sache so schwierig macht. Es betrifft die Gruppe, von der wir hier reden, und das geht weit über die sozialökonomisch Minderbemittelten hinaus, auch die Mittelschichten erfahren diesen kalten Wind und das Gefühl eines relativen Abstiegs aus einem bescheidenen Wohlstand. Man hat das Gefühl, daß diese Verluste noch einmal symbolisch gedoppelt werden. Menschen, die in der Lage sind, ihr Leben autonom zu gestalten, unterliegen ganz neuen gesteigerten Erwartungen. Das heißt, im neuen Diskurs um die Erforderungen an einen Lohnarbeiter sind Werte in vorderster Front wie Flexibilität, Mobilität, lebenslanges Lernen, Leben in kurzfristigen Projekten, immer wieder neu beginnen, selbst wenn man von der Schiene gejagt wird, die nächste suchen, sich wieder drauf setzen. Das heißt, wir haben heute in rasch zunehmender Form eine Überfrachtung unseres Menschenbildes in Sachen dessen, was Ökonomen »Employability« nennen, also Marktfähigkeit. Die Individuen müssen marktfähig sein. Und dadurch werden aber die Gruppen, mit denen wir es zu tun hatten, im Vergleich zu der Situation vor zwanzig Jahren nicht nur mit ihren eigenen Unzulänglichkeiten in Bezug zu Arbeitsplatzfindung usw. konfrontiert, sondern noch einmal mit einem stark übersteigerten meritokratischen Bild, das fast sozialdarwinistisch anmutet; in einer Gesellschaft wie der unseren muß man eben mitlaufen können. Ich habe einfach das Gefühl, wir haben es mit einer starken Individualisierung und sogar Moralisierung dieses Problems zu tun. Die Menschen, die nicht mitkommen, tendieren dazu, den Grund bei sich selbst, in ihrer individuellen Unzulänglichkeit zu suchen. Das ist alles andere als politisch.

Gröschner: Eigentlich geht es da zu wie in einem Schundroman. Wenn man es literarisch nehmen würde – ich bin ja eher Schriftstellerin als Soziologin – dann muß ich natürlich sehr lachen, wenn ich jetzt höre, es gibt vierundvierzig Anklagepunkte gegen Peter Hartz. Es ist doch so: Er stellte sich 2002 zusammen mit Gerhard Schröder hin, der sagte, heute ist ein guter Tag für die Arbeitslosen. Danach hieß das Ganze dann Hartz IV …

Engler: Das ist bezeichnend …

Gröschner: Jetzt ist Hartz 44. Der Mann hat so viel mitgenommen, er hat eine Mitnahmementalität entwickelt. In diesem Unterschied zwischen Hartz IV und Hartz 44 spiegelt sich die ganze Gesellschaft. Auf der einen Seite die Manager, die sich bedienen und auf der anderen Seite eben die Leute, die sehr individuell versuchen, irgendwie an dreihundert Euro zu kommen. In der Zeitung steht dann was von einem »Florida-Rolf«. Es gibt dann keinen Aufschrei, was mich schon wundert. Wir haben es natürlich auch erlebt, was passiert, wenn eine Gruppe wie in Berlin »Die glücklichen Arbeitslosen«, ein Zusammenschluß von Künstlern, Philosophen, Soziologen, versucht, mit künstlerischen Mitteln auf das Problem der Arbeitslosigkeit hinzuweisen. Es gab Happenings vor dem Arbeitsamt, wir haben auch einmal einen Tag auf Liegestühlen auf dem Alexanderplatz gesessen. Diese Gruppe hat wirklich Probleme bekommen, wenn ihre Mitglieder zum Arbeits- oder Sozialamt bestellt wurden. Sie mußten immer nachweisen, daß sie nicht arbeiteten oder irgendwelche Nebenjobs hatten. Wenn sie zum Amt gingen, dann waren sie wieder Individuen. Sie waren dann wieder die Leute, die etwas vom Amt wollten. Es gehörte schon viel Mut dazu, das auch durchzuhalten. Die meisten haben dann doch wieder Arbeit bekommen, die Gruppe ist etwas auseinandergefallen, aber es gibt auch andere Beispiele wie »Die Überflüssigen«. Es gibt immer wieder Projekte, die versuchen, auf die Arbeitslosigkeit aufmerksam zu machen.

Engler: Verlassen wir mal den Horizont der deutschen Gesellschaft. Da sind wir wiederum mit Dir ganz glücklich besetzt. Du kennst dich ja mindestens in zwei Gesellschaften gut aus, in der französischen und der deutschen, bist auf Deinem Gebiet durchaus ein Mittler zwischen diesen beiden Kulturen. Als Anfang dieses Jahres in Frankreich ein Gesetz erlassen werden sollte, demzufolge junge Leute mit akademischem Abschluß in den ersten beiden Jahren ihres Arbeitsverhältnisses ohne Angabe von Gründen hätten gekündigt werden können, war das sofort ein Politikum, waren es erst Tausende, dann Zehntausende, dann Hunderttausende, die auf die Straße gingen. Für einen Moment dachte man an den Mai 68, ganz normal Beschäftigte schlossen sich dem Protest an. Der Protest war erfolgreich. Als man in Deutschland versuchte, das aufzugreifen und in Berlin eine große Demonstration stattfinden sollte, waren nur einhundert Menschen da, das war's. Obwohl die Themen völlig identisch sind. Die Situation, die Bourdieu und Du beschrieben haben, sind nicht so unterschiedlich, aber es folgt daraus dann doch etwas anderes; da bin ich schon wieder bei dem Begriff des Leidens oder der Leidensfähigkeit. Denn man könnte ja fast auf die absurde Idee kommen zu sagen, warum passiert denn hier nichts? Soll man annehmen, es gehe den Leuten noch zu gut? Soll man sozusagen in den Chor der Neoliberalen und all derer, die glauben, man muß noch mehr Druck ausüben, einstimmen und sagen, zieht die Daumenschrauben an, es wird den Punkt schon geben, wo die Leute mit dem Rücken zur Wand stehen und sagen, das lassen wir uns nicht mehr bieten. Aber in anderen Ländern reicht eine analoge Situation wie hier, damit es geradezu explosiv wird. Kannst Du Dir das aus langjähriger, vergleichender Beobachtung erklären?

Schultheis: Tatsächlich ist es so, daß in verschiedenen Ländern die gleichen gesetzlichen Maßnahmen völlig andere Reaktionen hervorbringen können. Vielleicht ist der Umgang mit gesellschaftlichem Leiden ein anderer, man wehrt sich schneller, man organisiert auch kollektive Gegenwehr anders in einem Land als im anderen. Wir haben im Vergleich der beiden Studien »La misère du monde« und »Gesellschaft mit begrenzter Haftung« auch festgestellt, daß durchaus so etwas wie nationaltypische Ausdrucksformen von Elend oder von Not vorhanden sind. Das Beispiel, was Du nanntest, das ist für mich sehr treffend. Die Maßnahme, die die französische Regierung letztes Jahr durchzusetzen versuchte für die Generation Praktikum, hatte als Ziel, Akademikerarbeitslosigkeit schnell abzubauen, indem der Übergang von der Universität zu einer ersten Anstellung auf sehr niedrigem Niveau erleichtert werden sollte. Es hatte fünf, sechs Jahre vorher schon einmal so einen Versuch gegeben, bei dem die Regierung damals vorschlug, man könnte doch Hochschulabgänger mit dem halben Mindestlohn ausstatten. Der Mindestlohn in Frankreich ist ohnehin schon sehr, sehr niedrig im Verhältnis zu Deutschland. Es war fast eine Ohrfeige, jungen Hochschulabgängern zu sagen, sie sollten mit dem halben Lohn ihrer Eltern ins Wirtschaftsleben einsteigen. Auch die Eltern haben revoltiert und haben gesagt, so geht es nicht. Das ist eine echte Inflation, unsere Kinder, in die wir so viel investiert haben, an Zeit, an Energie, an Geld mit einem halben Hungerlohn abzufinden. Und das hat dann sehr schnell riesige Proteste hervorgebracht. Letztes Jahr waren wieder Hunderttausende auf der Straße. Nicht nur junge Linke, sondern da sind die Eltern und die Großeltern mit dabei, weil mit dieser Maßnahme die gesamte Tradition der Familie in Frage gestellt wird. Das sind ja nicht nur die Jungen, die von diesem Elend betroffen sind, sondern auch deren Eltern- und Großelterngenerationen.

Wie kommt es, daß in verschiedenen Ländern so unterschiedlich reagiert wird? Du hast eben kurz den Begriff Unterschichtdebatte ins Spiel gebracht. Für mich war das aus der Ferne – ich bin jetzt seit fünfundzwanzig Jahren mehr oder minder weg aus Deutschland – für mich war das sehr bezeichnend für eine gewisse Heuchelei im Umgang mit gesellschaftlichen Fragen, mit sozialen Ungleichheiten, mit Herrschaftseffekten. Man will den Begriff der Unterschicht nicht wahrhaben oder betrachtet ihn als stigmatisierend, aber die Verhältnisse, die von allen anerkannt werden, mit einer hohen Massenarbeitslosigkeit und Armutsrate usw., die werden nicht geleugnet. Es werden also Begriffe verleugnet. Es wird Oberflächenmaniküre betrieben. Das findet in Frankreich in dieser Weise nicht statt. Da gibt es den Be-

griff des Arbeiters weiterhin und den Begriff der »classe«, »classe populaire«. Das ist ein Begriff, der seit zwei Jahren wieder sehr intensiv diskutiert wird, die Volksklassen. Man hat keine Mühe damit, die Dinge beim Namen zu nennen. In dem Verzicht auf Heuchelei steckt wieder ein Politisierungspotential, das wir uns selbst versagen. Wenn wir dann Dinge erfinden im deutschen Kontext, wie zum Beispiel den »glücklichen Arbeitslosen«, dann sind das Leute wie wir, die ihn erfinden. Das sind nicht die, die von der verschämten Armut betroffen sind, die zu ALDI gehen und dann wieder nach Hause, möglichst ungesehen und dort ihr Elend so gut wie möglich hinter den Gardinen verbergen. Ich würde schlicht sagen, wir haben im deutschen Kontext einen sehr heuchlerischen und damit auch entpolitisierten Umgang mit diesen Fragen.

Gröschner: Ich sehe auch noch einen Unterschied zwischen Ost- und West-Deutschland. Im Osten ist es so, daß die Arbeitslosigkeit viel offener thematisiert wird, weil es auch viel mehr Menschen betrifft. Ich habe ein Projekt, in Rheinsberg, in einem ehemaligen Kernkraftwerk, gemacht. Ich habe die Geschichte recherchiert und dazu mit den Leuten gesprochen, die dort gearbeitet haben. Etwas Ähnliches habe ich jetzt mit Studenten in Hildesheim gemacht, wo es um eine Gummifabrik ging, die geschlossen wurde. Im Osten redet man anders über Arbeitslosigkeit, während man in Hildesheim gar nicht gerne darüber spricht. Die versuchen es einfach wegzulassen. Das ist eine Seuche, über die man nicht redet. Und es gibt doch immer ein Medikament, deswegen braucht man nicht darüber zu reden. Das ist im Osten anders, im Osten ist es viel selbstverständlicher darüber zu reden, aber es ist ja auch kein Wunder, wenn es zwanzig Prozent der Menschen betrifft.

Engler: Wir hoffen, daß Sie die Fragen, die Sie vielleicht bewegen, während Sie uns zuhören, demnächst auch stellen. Ich würde aber gerne vorher noch einen Punkt ansprechen, der schon zweimal bei Euch beiden auftauchte. Und zwar, daß die Leute einen individuellen Umgang mit dem Problem der Arbeitslosigkeit haben. Das Problem ist allgemeiner Art, aber jeder versucht für sich irgendwie damit zurechtzukommen. Man individualisiert die soziale Problematik. Das erinnerte mich an einen wirklich sehr, sehr starken Satz von Richard Sennett in einem seiner Bücher, der hieß ungefähr so »Scheitern ist das große Tabu unserer Gesellschaften«. Es ist unglaublich schmerzlich sich einzugestehen, daß man scheitert und noch viel schmerzlicher und demotivierender, wenn man die Frage nach innen richtet und als Antwort findet, daß man selbst an seinem Scheitern schuld ist. Man ist demoralisiert, man schreit es nicht hinaus und klagt die Gesellschaft an, die daran schuld sein könnte. Das mag auch ein Unterschied im kulturellen Sinne sein. Eine Geschichte aus Eurem Buch, die mich am meisten interessiert und auch am längsten beschäftigt hat, ist die Geschichte einer – zum Zeitpunkt der Recherche – sechsunddreißigjährigen Akademikerin, die eigentlich alles ver-

sucht und auch geschafft hat, was man heute denkt machen zu müssen, um sozial sein Glück zu finden. Also eine Frau, die in Deutschland studiert hat, dann nach Frankreich gegangen ist, ein französisches Diplom auf ihrem Gebiet gemacht hat, ein deutsches Diplom gemacht hat, eine Doktorarbeit geschrieben hat, und die sich nun, sechsunddreißig geworden, sagen muß, das führt aber karrieremäßig zu nichts. Alle Forderungen, die die Gesellschaft an einen heranträgt, tummelt Euch zeitig in der Welt, seid multikulturell, seid in diesem Land, dann in jenem, sprecht zwei Sprachen, drei sind besser, sammelt reiche Erfahrungen, taucht in die verschiedenen Kulturen ein, werdet Kosmopoliten, dann wird es auch an sozialem Aufstieg nicht fehlen, das greift bei ihr nicht. Plötzlich beginnt sie sich Fragen zu stellen, Fragen wie: Was hätte ich denn anders machen können? Und sie findet darauf beim besten Willen keine Antwort. Sie sagt sich, war ich vielleicht ein Jahr zu lange weg oder zwei? Wäre ich besser beraten gewesen, früher nach Deutschland zurückzukehren? Wäre es klüger gewesen, Kontakte zu pflegen, Beziehungen, die unentbehrlich sind, um sozial aufzusteigen? Dann fragt sie sich, weil sie ihren Kinderwunsch, wie viele Akademikerinnen, vertagt hat, um beruflich erfolgreich zu sein, war das ein Fehler, hätte ich mit 27, 28 Jahren, ohne mich weiter zu bedenken, ein Kind bekommen sollen? Oder hätten mich meine Geschlechtsgenossinnen dann noch früher überrundet. Sie gräbt in sich, sie überlegt und stellt sich bittere Fragen und findet schlicht und einfach keine Antwort darauf. Bei dem Versuch abzuwägen, wer verantwortlich ist für ihr Leben, entgleitet ihr die Kontrolle. Sie scheitert, mit anderen Worten, nicht nur praktisch, sie scheitert auch dabei, sich über ihr Scheitern Rechenschaft abzulegen. Das ist ein besonders belastender Prozeß, weil er das Lernen verhindert. Man weiß nicht, wo und wie man die Dinge anders anpakken könnte. Da ist es wieder: Handeln, Leiden, Lernen. Aber wie lernt man aus etwas, von dem man nicht weiß, warum es so gekommen ist?
Franz, Du wohnst in Genf. Fast denkt man an die Lehre Calvins, sozusagen an eine Schickung, an eine Gnadenwahl. Die einen haben das Glück, die anderen nicht. Und die, die es haben, die wissen auch nicht genau warum. Das führt nicht zu Solidarisierungen in der Gesellschaft, sondern dazu, sich abzustrampeln, diesen Kreisel in Bewegung zu halten, der einen letzten Endes nur zermürbt. Würdest du dem als einem generellen Befund zustimmen? Mal abgesehen von dem, was Ihr über Deutschland und Frankreich, Ost und West gesagt habt?

Schultheis: Der Hinweis auf diese calvinistische Haltung, die klar stellt, ich muß hier auf Erden unter Beweis stellen, daß die göttliche Gnadenwahl auch auf mich gefallen ist, ist wichtig. Und wenn ich Erfolg habe, dann zeigt es dies. Wenn ich Mißerfolg habe, dann liegt es auch darin begründet. Diese sehr asketische und selbstzerfleischende Haltung scheint nun auch bei uns im Umgang mit solchem Scheitern, wie Du es genannt hast, sehr typisch zu sein. Und ein Schritt aus dieser falschen Individualisierung und Subjektivierung des Schei-

terns, die einen einzelnen Menschen in der Frage, warum schaffe ich es nicht, einfach nur immer wieder auf sich selbst zurückwirft, wäre, zu zeigen, daß es kollektive Schicksale gibt. Und kollektive Schicksale können zum Beispiel Generationenschicksale sein. Ich gehöre selbst zu einer Generation, wo man nie auf eine Hochschule gekommen wäre, wenn man nur fünf Jahre früher geboren worden wäre. Das tat man nicht. Plötzlich gab es die berühmte Bildungsexplosion, und eine ganze Generation von Kindern aus Unter- oder Mittelschichten bekam ein Feld des Möglichen an biographischen Entwürfen geliefert, die zuvor undenkbar gewesen wären. Und dann geht es aber weiter auf dieser Schiene. Die Kinder dieser Bildungsexplosionsgeneration kommen dann zu einer Zeit auf den Arbeitsmarkt, wo sie mit den gleichen Erwartungshaltungen wie die ihrer Eltern wieder denken, Bildung macht es aus, für akademische Titel bekomme ich grundsätzlich Arbeit im akademischen Bereich des Wirtschaftslebens. Diese Erwartung wird zutiefst frustriert. Und was herauskommt, ist eine Gesellschaft mit erhöhtem Konkurrenzdruck, in dem sich die berühmten sozialen Ungleichheiten wieder auf subtile Art zu Wort melden. Und gerade die Kinder aus kulturell und materiell minder bemittelten Schichten stehen dann in diesem neuen, verhärteten Konkurrenzkampf relativ waffenlos da, während diejenigen, die schon allein vom familiären Hintergrund relativ gut ausgestattet sind, sich in dieser Konkurrenz besser durchsetzen können. Das heißt also, es gibt ein Generationenschicksal, das deutlich macht, daß es eben nicht mit rechten Dingen zugeht in diesem seltsamen Spiel, das wir veranstalten und freie Marktwirtschaft nennen. Und die Idee, daß jeder der Schmied seines Glückes ist, die ist sehr doppelbödig. Und jenseits dieser individuellen Grenzen, die sich in Generationenschicksalen widerspiegeln, kommt noch die Frage der Ungleichheit, mit der wir sehr gebrochen umgehen im deutschen Kontext, wieder hinzu. Die Chancengleichheit, die wir immer groß auf die Fahne schreiben, ist eine große Illusion. Und ich glaube, solange wir auch mit diesen Fragen nicht kritischer und unbefangener umgehen, also nicht mehr dieser Heuchelei aufsitzen, kommen wir nicht zu einer wirklichen Politisierung.

Gröschner: Interessant ist ja, daß genau dieses Thema erst wirklich in den Medien eine größere Rolle spielte, als es die Menschen betraf, die in deren Redaktionen saßen. Ich erinnere mich sehr gut daran, an die kurze Zeit, in der ich einmal für die Frankfurter Allgemeine Zeitung gearbeitet habe. Als die »Berliner Seiten« aufgelöst wurden, war das ein richtiges Trauma, das da stattfand. Ich hatte bei diversen Zeitungen gearbeitet. Ich dachte, mir passiert das nicht, weil die FAZ nie eingeht. Dann passierte das dann aber doch. Es kamen Sachen ins Rutschen, von denen viele gedacht haben, das passiert nie. Es ging auch eine Erschütterung durch den Mittelstand. Ich hatte natürlich immer eine andere Position, weil ich aus einer Generation komme, die aus dem Osten kamen, wo man schon mit einer bestimmten Unsicherheit ins Arbeitsleben gegangen ist. Das war ganz normal. Was ich neulich gelernt habe, stabile Diskontinuität als soziologischer Begriff, das habe ich selbst viele Jahre gelebt und lebe es heute noch. Das war kein Problem, weil es sehr viele betraf. In anderen Generationen, an anderen Orten ist das schon wieder ganz anders. Da sind sehr viele Sachen erschüttert worden, die vorher nicht für möglich gehalten wurden.

Engler: Ich habe die Geschichte von dieser Frau, die in Eurem Buch vorkommt, auch deshalb erwähnt, weil sie ein auf unser Thema bezogenes und, wie ich glaube, letzlich optimistisches Finale hat. Diese Frau, die versucht hat, herauszufinden, warum ihre beruflichen Pläne nicht in Erfüllung gingen, sagt dann am Ende noch sehr tastend, aber doch zunehmend ermutigt: vielleicht geht es auch anders. Vielleicht könnte ich versuchen, meine theoretischen Interessen, die ich zum Beruf machen wollte, auch ohne feste Stelle weiterzuverfolgen, mit einem Job als Hintergrund, der mir das Geld gibt. Da gerät das hohe Ideal der Arbeit, des Berufes ins Wanken. Aber besser ein solcher Aufbruch ins Ungewisse, als weiter und vielleicht ewig in einer Warteposition zu leben. Das ist eine noch nicht mehrheitsfähige Position, auch in Eurem Band. Das Ideal, mein Leben kreist um Arbeit, und wenn es Arbeit gibt, dann ist das Leben auch gelungen, das ist doch sehr beherrschend. Und die Angst davor, daß das Leben in sich zusammenstürzt, seine Orientierung verliert und in eine Art Drift gerät, wenn es nicht mehr die Arbeit und der Beruf sind, die als Grundlage dienen, das ist überaus verbreitet. Aber solche Wendepunkte habe ich zumindest in Euren Untersuchungen entdeckt. Die Leute sagen sich zunehmend, dann warte ich eben nicht ewig. Dann muß ich eben mein Geld verdienen, es muß nicht viel sein, ich werde nicht im Wohlstand leben, aber ich werde nicht im Wartestand versauern. Ich werde etwas von dem, was ich mir gewünscht habe, in eigener Regie vorantreiben. Daraus erwächst noch kein politisches Projekt, aber es ist zumindest für die Lebensweisen eine gute Nachricht. Finde ich. Habt Ihr noch weitere solche Hinweise und Anhaltspunkte gefunden? Oder würdest Du mir zustimmen, daß das noch eine Minderheitenposition ist? Von der man sich aber wünschen würde, daß sie mehrheitsfähig wird?

Schultheis: Es ist eine ambivalente Geschichte, denn derjenige, der zu einem bestimmten Zeitpunkt sagt, ich laufe nicht mehr mit im Laufrad, ich habe erkannt, daß das Spiel mit gezinkten Karten gespielt wird, und ich keine Chance habe, gibt in gewisser Weise auf. Nicht mehr mitzuspielen bedeutet auch, aus dem Rennen auszusteigen, es anderen zu überlassen. Und die Leute, die aufgeben, sind häufig Personen, die von ihren sozialen Merkmalen her, wiederum besonders schlecht ausgestattet sind für das Rennen, eben auch häufiger Frauen als Männer. Die dann auch eher sagen, das ist nichts für mich, da wird mit zu harten Bandagen gekämpft. Und dieser sozialdarwinistische Überlebenskampf ist nicht mein Bier. Insofern eine Reprivatisierung, ein Rückzug

in das private Glück. Familie. Gerade bei Frauen im Alter von knapp unter Vierzig, ist diese Idee, daß jetzt oder nie eine Familie gegründet werden muß, eine Möglichkeit, Lebenssinn zu finden in einem privaten Bereich, die vollkommen ernst zu nehmen ist. Das ist vollkommen legitim. Aber es führt trotzdem immer wieder zu einer Stärkung der Position derjenigen, die weiterlaufen.

Engler: Rette sich, wer kann. Dann rette ich eben mich. Ich schaue, daß mein Leben nicht mißlingt, das finde ich schon sehr verständlich.

Schultheis: Es ist richtig, rein psychologisch vollkommen nachvollziehbar. Wobei es aber oft auch dazu führt, daß man statt zu arbeiten malocht. Daß man statt eines Berufes einen Job bekommt. Und daß man statt eines Lohns ein Taschengeld bekommt. Dadurch entsteht dann auch wieder diese berühmte Reservearmee, die unserer Gesellschaft dann zur Verfügung steht, um weiter »social dumping«, Lohndumping, in Bezug auf andere Gruppen zu betreiben. Also, ich teile voll und ganz die Einsicht, jeder ist in diesem Sinne dann doch seines Glückes Schmied, daß er an einem bestimmten Punkt sagen muß, ich bin desillusioniert und mache jetzt aus meiner Not eine Tugend und versuche wenigstens in meiner Lebensführung privat so viel Glück wie möglich zu finden.

Engler: Ich stimme Dir zu. Die gute persönliche Nachricht ist nicht unbedingt eine gute gesellschaftliche Nachricht. Sie kann für alle tendenziell die Bedingungen verschlechtern. Wenn ich mich dem, was der Markt dann noch zu bieten hat, bedingungslos füge, nur um mein persönliches Projekt zu realisieren, dann minimiere ich natürlich auch die Standards, denen sich andere Anbieter zu unterwerfen haben.

Wortmeldung: Es ist ausgeführt worden, daß Arbeit so etwas ist wie eine religiöse Begierde. Wenn diese Begierde nicht mehr befriedigt werden kann, gibt es dann keine Möglichkeit, begierdelos zu leben? Muß es denn in Zukunft immer nur Arbeit sein, die ein lebenswertes Leben ermöglicht? Gibt es aus Ihrer zukunftsorientierten Sicht nicht Möglichkeiten, damit Arbeit nicht mehr unbedingt notwendig ist? Ketzerhaft ausgedrückt, kann man Arbeit nicht stigmatisieren, nicht mehr hochloben, sondern Arbeit diskriminieren?

Engler: Nur zu! Ich gebe das gleich an die beiden weiter, ich will nur, da das ein Thema ist, das mich sehr interessiert, worüber ich auch selbst gearbeitet habe, eines sagen. Das hieße, an Traditionen anzuknüpfen, die zwar zeitlich weit entfernt, aber kulturell nahe sind. Zu dem Stück, das wir gestern gesehen haben, »Die Orestie«, ist der kulturelle Sprung kurz, der zeitliche etwas größer. Es führt uns in eine Zeit hinein, in der Arbeit stigmatisiert war. Man konnte unmöglich ein guter Bürger von Athen sein und arbeiten. Beides vertrug sich nicht miteinander. Der Arbeiter war eine in sozialem Sinne total abgewertete Gestalt. Arbeit war etwas für Sklaven, für Zugereiste. Und wenn freie Bürger arbeiteten, dann redete man nicht darüber, das war nicht wirklich der Inhalt des Lebens. Der Inhalt des Lebens war, am öffentlichen Austausch teilzunehmen, herumzulaufen, mit anderen zu debattieren, in die Volksversammlungen zu gehen und sich dort das Maul zu zerreißen, und zu sehen, was die Theaterdichter von all dem in ihre Stücke einfließen ließen. Das war der Inbegriff des Bürgers, der allerdings auf den freien, den männlichen Bürger beschränkt war. Nicht viel anders war es auch in der Römischen Republik, das heißt nicht, daß freie Bürger nie gearbeitet hätten, aber das Leben war im fundamentalen Sinne kein Arbeitsleben. Es war das Leben eines freien Bürgers, der mit erhobenem Haupt zu seinesgleichen sprach und durch die Welt ging. Nicht sehr viel anders ist es, wenn wir uns das kulturelle Ideal der Renaissance betrachten. Glauben Sie nicht, daß diese Renaissancegenies sich als Arbeiter begriffen hätten. Oder – da hat es schon einen parasitären Bezug – wenn Sie sich das Leben der Aristokraten der höfischen Gesellschaft vergegenwärtigen. Die hätten sich zu Tode geschämt, wenn man sie mit Arbeit in Verbindung gebracht hätte. Der Höfling ist ein per definitionem nicht arbeitendes Wesen. Und er ist zugleich das Ideal, an dem sich alle ausrichteten, auch das Bürgertum, bevor es ein richtiges industrielles Bürgertum wurde. Das war das Ideal, dem man versuchte nahe zu kommen. Also insofern, Stigmatisierung von Arbeit, da könnte man sich auf manche Vorläufer berufen und an sie anknüpfen. Ich würde nicht so weit gehen und von Stigmatisierung reden, aber ein Thronsturz der Lohnerwerbsarbeit, der scheint mir doch dringend nötig, weil ohne einen solchen bleibt es bei den unendlich selbstquälerischen Vorwürfen. Was ist der Bürger ohne Arbeit? Ist er noch ein Mensch im vollen Sinne des Wortes, genießt er alle Rechte, die ein Bürger hat? Hat er Ansprüche, auch wenn er nicht arbeitet? Diese Fragen stellen sich sofort nach dem Verlust der Arbeit. Die sozial- und arbeitsrechtlichen Regelungen in diesem Land versuchen ja, den Bürger ohne Arbeit in die Ecke zu drängen, ihn zum Bürger zweiter Klasse zu machen. Ihn zu beschämen, öffentlich und privat. Unter sein Bett zu schauen, in seinen Schrank zu schauen etc.
In Ihrer Intention stimme ich Ihnen zu, Diskreditierung, Diskriminierung geht dann vielleicht ein bißchen weit. Wie können Menschen besser mit der Tatsache zurande kommen, daß die gute Arbeit, die ein Leben begründet, die gut bezahlt ist, die eine Stellung in der Gesellschaft vermittelt, für alle nicht reicht. Weder heute noch morgen. Es heißt ja, das Unglück von Millionen Menschen in Kauf zu nehmen, wenn man ihnen sagt, Dein Leben gelingt nur, wenn du ein Arbeiter bist, nur wenn du einen Beruf hast. Nur wenn Du im Erwerbssystem stehst, ansonsten bist du eigentlich kein richtiger Bürger.

Gröschner: »Die glücklichen Arbeitslosen« hatten ja genau diesen Ansatz. Es gab da diesen Spruch, »Arbeitslos und Spaß dabei«. Der kam aber nicht gut an, auch

nicht bei Arbeitslosen. Was natürlich damit zusammenhängt, daß sie gesehen haben, arbeitslos zu sein heißt auch, daß ich jetzt nicht in diese Mühle des Achtstundentages muß und meine Kunst oder Literatur machen kann, daß das Geld vom Sozialamt ausreicht. Im Osten gab es immer diesen protestantischen Arbeitsbegriff. Es ist interessant, daß im Osten von der Kirche dieser protestantische Arbeitsbegriff übrig geblieben ist. Man muß eine Arbeit haben, man muß diese Arbeit ausfüllen, dafür bekommt man Geld.

Engler: Man darf nicht verschweigen, daß man im Osten asozial war, wenn man keiner Arbeit nachging. Man konnte einkassiert werden. Die Gesetzgebung dieses Staates stempelte jene, die nicht arbeiteten, schlichtweg zu Asozialen.

Schultheis: Um kurz daran anzuschließen. Du hast es ja schon rekonstruiert, daß es immer einen adligen, elitären Widerstand gab, einen Ekel vor Arbeit. In der griechischen Antike hatten die Eliten den großen Vorzug, Leute zu haben, die für sie arbeiten mußten und an ihrer Stelle. Das ganze Pathos der Distanz gegenüber Arbeit beruhte auf einer Herrschaftsbeziehung, wo man eben andere Hand anlegen läßt und sich selber nicht beschmutzt. Das geht hinein bis in die adlige Gesellschaft unserer eigenen europäischen Zivilisation. Auch noch im 19. Jahrhundert hört man jemanden wie Honoré Balzac sagen, »Jemand der arbeitet kann nicht nobel sein«, der kann nicht zur feinen Gesellschaft gehören. Der einzige, der es kann, und das ist interessant, das ist der Künstler. Er sagt, es gibt eine Form des Werktätig-Seins, die legitim und die edel ist, das ist der Künstler. Nun kommt auch gerade aus diesem Bereich die Kritik an der Lohnarbeit, wenn man sagt, das sei ja alles entfremdete Arbeit. Die wirklich kreative, innovative Arbeit, die müssen wir selbst erfinden. Der Punkt ist aber jetzt der, daß mittlerweile 95 Prozent unserer Bevölkerung von Arbeit leben, von Lohnarbeit. Das, was früher ein marginaler Zustand war, jemand, der seine Arbeitskraft verkaufen mußte, der war in traditionellen Gesellschaften randständig, der war kein Individuum. Um ein Individuum zu sein, muß man Besitz an sich selbst haben, jemand, der sich verkauft, der kann sich nicht selbst besitzen. Und wir haben in unseren fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften für jedermann einen gewissen Schutz vor der reinen Vermarktung seiner selbst geschaffen, nämlich soziale Rechte. Man kann jemand, der seine Arbeit verliert, nicht zu jeder menschenunwürdigen Arbeit zwingen. Man kann ihn, wenn er krank ist, nicht zwingen, egal unter welchen Bedingungen, die Arbeit fortzusetzen. Das heißt wir haben uns etwas von den Marktkräften befreit, ein riesiger Emanzipationsprozeß, der sehr, sehr wichtig ist. Und jetzt sind wir dabei, ihn wieder abzubauen, indem wir diese sozialen Grundrechte, die wir über ein Jahrhundert mühsam hervorgebracht haben, diese Solidarbeziehung, schrittweise in Frage stellen und re-individualisieren. Wir haben plötzlich die Idee, daß man so lange Arbeitslosengeld bekommt, wie man eingezahlt hat. Eine Rückkehr des Kapitalisierungs- und Individualisierungskonzepts.

Engler: Ein eklatantes Systemversagen!

Schultheis: Genau! Kurzum, deswegen würde ich auch sagen, es ist nicht erstaunlich, daß die Idee, daß Arbeit nicht notwendig sein müßte, weil sie notwendigerweise unedel ist, immer von künstlerischer und intellektueller Seite kommt. Das ist eine philosophische Frage. Und die Menschen, die am meisten betroffen sind von diesen Nöten, die bis zum Hals darin stecken, die haben noch nicht einmal das Vermögen, das wir jetzt hier entwickeln, also kulturelle Kompetenzen, um darüber zu philosophieren, sondern die erleiden es schlicht und stumm und verschämt. Deshalb verstehe ich auch, daß man den Ausspruch der »glückliche Arbeitslose« und »noch Spaß dabei« fast als zynisch empfindet, wenn man schlichtweg dieses stumme Elend in seinem Wohnhaus, bei sich selbst und bei seinen Nachbarn erlebt.

Gröschner: Ich hatte eine sehr interessante Diskussion unter Leuten, die Hartz IV erhalten, mitbekommen. Es ging um die Grundsicherung. Das war ja dieser Vorschlag, der plötzlich von der CDU kam. Die sagten: Grundsicherung? Da haben die sicher wieder was dahinter versteckt. Sie befürchteten noch weniger als jetzt zu bekommen. Diese Grundsicherung würde aber eigentlich den Kapitalismus verändern, weil die Reservearmee ja auch zu etwas da ist. Diese Diskussion fand ich interessant, man erwartete von einem solchen Vorschlag nicht viel. Schon gar nicht, wenn er von der CDU kommt.

Engler: Das war der thüringische Ministerpräsident Dieter Althaus, der sein Konzept vorgelegt hatte. Es war das erste Mal, daß ein hochrangiger CDU-Politiker sich mit diesem Gedanken eines solidarischen Bürgergeldes, wie er es nannte, überhaupt anfreundete. Der verbale Teil war bestechend. Man dachte, was ist denn jetzt passiert in der Republik. Er sagte, niemand werde mehr stigmatisiert, weil er keine Arbeit hat. Die Ausführungsbestimmungen waren aber äußerst ernüchternd. Jeder sollte 800 Euro bekommen, davon hatte man 200 Euro für die Krankenversicherung einzuzahlen, wenn man dann noch die Miete abzieht, dann bliebe wahrscheinlich weniger als bei Hartz IV. Es klang in der Einlassung zunächst ganz interessant. Es hat auch heftigen Widerstand gegeben, ausgelöst durch die Präambeln, aber es war dann letztlich doch kein Weg ins Freie.

Schultheis: Daran möchte ich kurz anschließen. Wir leiden durchaus etwas an Amnesie, das ist ja auch der Titel dieser Reihe. Und die Amnesie besteht zum Beispiel darin, daß das Bundessozialhilfegesetz, das 1961, 1962 in Kraft getreten ist, eigentlich genau so ein Grundbürgergehalt einführen wollte. Die Sozialhilfe sollte von ihrer ursprünglichen Konzeption her ein menschenwürdiges – was immer das auch heißt – Dasein garantieren, jenseits der Verpflichtung zur Arbeit. Letztendlich war das Bundessozialhilfegesetz durchaus revolutionär. Wir vergessen nur, daß diese Ansprüche zum guten Teil darin

vertreten waren. Jetzt will man es aber universalisieren, generalisieren und sagt, man muß überhaupt keinen Antrag mehr stellen, jeder bekommt es überwiesen, das ist dann die Negativsteuer. Warum fällt das ausgerechnet den Christdemokraten und den Liberalen und den Grünen ein? Jedem aus einem anderen Grund, Entschlackung des Sozialstaats, Entbürokratisierung. Rückzug des Staates ist es für die einen und für die anderen ist es eine Mischformel, letztendlich wie ein trojanisches Pferd, das sehr viele Dinge mit sich führen kann, die man zunächst nicht sieht.

Engler: Da muß man sehr genau unterscheiden. Es kann durchaus ein neoliberales Konzept sein. Milton Friedman, der kürzlich verstorben ist, hat dieses Konzept Mitte der sechziger Jahre in den USA mitentwickelt. Da läuten schon die falschen Glocken, wenn man an emanzipatorische Ansprüche denkt. Aber natürlich kann das auch alternativ entwickelt werden. Wir haben jetzt nicht die Zeit, das im Detail zu diskutieren, ich finde es aber richtig, daß Du es ansprichst. Klar, es gibt die FDP-Variante, es gibt diese Idee als Rationalisierungsmodell, es gibt statt fünf nur noch eine Stelle des Sozialstaates, die Geld austeilt. Da muß man sich schon etwas mehr einfallen lassen, um daraus eine faszinierende und überzeugende Vorstellung zu gewinnen. Ich halte das für möglich und habe in meinen jüngsten Arbeiten auch dafür geworben.

Wortmeldung: Ich habe eine Anmerkung, einen Blick über den Tellerrand. Ich habe etliche Jahre in Nordostbrasilien gelebt, in einer Gegend mit einer sehr hohen Arbeitslosigkeit von über 20 Prozent. Die Brasilianer schauen immer sehr bewundernd nach Europa. In einem Falle habe ich es jedoch erlebt, daß sie uns total bedauert haben, nämlich als ich ihnen einmal geschildert habe, wie groß die Scham bei uns in Deutschland ist, wenn man keine Arbeit hat. Daß die Menschen sich verstecken, daß sie vorgeben, eine Arbeit zu haben, damit die Nachbarn das nicht mitbekommen, nicht merken. In Brasilien sitzen die jungen Leute, die keine Arbeit haben, vor der Haustür, das Wetter ist schön, und jeder sieht, da sind Unmengen von Menschen, die keine Arbeit haben. Das sind nicht die Künstler und Intellektuellen und keine abgehobene Schicht, die diese Einstellung zur Arbeitslosigkeit haben. Es gibt also allgemein ein großes Bedauern für unsere Gesellschaft, in der die Menschen sich für ihre Arbeitslosigkeit schämen. Vielleicht noch eine andere Bemerkung. In meiner Schule – ich bin Lehrerin – ist das Portfolio eingeführt worden. Das Portfolio steigert noch einmal die Konkurrenz unter den Schülern auf eine neue Art. Es geht nicht mehr nur um Noten, sondern auch um außerschulische Leistungen. Wenn ich bei der Einführung dieses Portfolios sagte: »Machen Sie das, ja, aber haben Sie bitte im Hinterkopf, daß es nicht unbedingt an Ihnen und an Ihrer mangelnden Anstrengung liegen muß, daß Sie die Arbeitsstelle oder den Ausbildungsplatz nicht bekommen, wenn nicht genug Arbeitsplätze da sind.« Da herrschte in diesem Raum eine Stille, die einfach deutlich macht, ich verletzte ein Tabu. Darüber wird eigentlich unter

den jungen Leuten nicht gesprochen. Ich halte es aber für wichtig, daß darüber gesprochen wird.
Und noch eine kleine dritte Anmerkung zu meinen Söhnen möchte ich noch machen. Beide sind Akademiker mit Abschluß. Ich glaube, die Darstellung war etwas einseitig, als Sie sagten, diejenigen, die die Erfahrung machen, daß sie auf dem traditionellen Arbeitsmarkt nicht unterkommen, verfallen der Resignation. Ich glaube, daß viele der Jungen nicht aus Resignation jetzt schon ganz klare Entscheidungen treffen, die eben nicht resignierend sind, sondern die ein Projekt bedeuten in dem Sinne von: Ich mache mein Ding. Ich finde darin auch sehr viel Positives, ein Leben im Jetzt. Jetzt lebe ich und nicht so sehr auf die Zukunft hin.

Schultheis: Ja, zu diesem situationsspezifischen Lebensgefühl – jetzt und hier und keine langfristigen Zukunftsentwürfe – das ist durchaus pragmatisch, und es gibt dafür in der Soziologie einen Begriff: die Biographiebastelei. Man hat keine klaren Entwürfe mehr wie zum Beispiel: Man soll in einem bestimmten Alter heiraten und Kinder in die Welt setzen, dann und dann soll man ein Haus bauen und einen Baum pflanzen usw. usw., deshalb geht man sehr situationsspezifisch damit um. Es könnte sein, daß man da aus der Not eine Tugend macht, also mangels langfristig realisierbarer oder wahrscheinlich erscheinender Lebensentwürfe auf eine Kurzzeitperspektive oder eine mittelfristige Perspektive beschränkt bleibt. Das kann durchaus eine Tugend werden, und vielleicht setzt es einen Änderungsprozeß in Gang. Man trifft immer mehr auf diese Haltung. Vielleicht ist das eine Reaktion darauf, daß einem die langfristigen Perspektiven verstellt werden, und dahinter dann alles porös wird, und man sich sagt, ich begnüge mich mit einer Perspektive von ein, zwei Jahren, bastele mir was, nehme kurzzeitige Projekte an und hangele mich von einem zum nächsten. Aber das führt letztendlich auch wieder zu neuen Formen des Konkurrenzdruckes, darüber gibt es schon verschiedene Untersuchungen. In Frankreich gibt es eine Studie, »Die prekären Intellektuellen«, wo deutlich wird, daß in diesem Milieu von Menschen mit Hochschulabschluß, gut ausgestattet mit allen Formen von Kompetenzen, ein wahnsinniger Konkurrenzdruck entstanden ist, um bei einer Zeitung mal wieder 60 Zeilen schreiben zu dürfen oder für ein Vierteljahr in einem Graphikunternehmen unterzukommen.

Gröschner: … ohne Krankenversicherung, mit wenig Geld. Mach das doch auch, das hat sich bei vielen als machbar erwiesen. Das war natürlich zynisch gegenüber Leuten, die eine Familie haben und vorher ein anderes Arbeitsleben hatten. Das lernt man ja nicht von heute auf morgen. Und unter bestimmten Bedingungen kann man es auch wirklich nicht machen. Es sind natürlich viele dieser Ich-AG's auch gescheitert, weil sie unter völlig falschen Voraussetzungen gegründet worden sind.

Wortmeldung: Ich habe vor einer Woche meine Diplomfeier gehabt. Und als Sie das eben von dem Laufrad erzählt haben, aussteigen und so, da dachte ich, eigentlich geht es mir ganz genauso. Ich hatte meine letzte Diplomprüfung vor drei, vier Wochen, habe für mich festgestellt, das letzte Dreivierteljahr habe ich Schritt für Schritt meine Ressourcen da raus gezogen und immer mehr Privates gemacht. Warum ich das mache? Es hat irgendwie mit Ohnmacht zu tun. Ich kann die ganze Energie, die ich habe, nirgendwo mehr sinnvoll einsetzen, außer im Privaten. Wem soll ich böse sein, wenn morgen der Job nach Indien verlagert wird. Ich habe immer den Eindruck, jeder ist getrieben vom nächsten. Soll ich dem oder dem dann böse sein, daß sie meinen Job haben. Nein, ich würde es genauso machen. Soll ich dem Chef in der Bank böse sein, daß er sagt, wir müssen das so machen, sonst ist hier morgen dicht. Dem kann ich doch nicht böse sein. Wo soll ich denn hin mit der Energie?

Schultheis: Ich würde aber sagen, Sie sollten böse sein. Woher soll das Politisierungspotential ...

Engler: Er weiß ja nicht, gegen wen, das ist doch das Problem.

Schultheis: Er ist noch nicht im System drin und muß erfahren, daß bei der Deutschen Bank mal wieder dreitausend Stellen gestrichen werden, obwohl eigentlich die Erfolgsbilanz blühend ist. Da muß man böse werden und auch die Frage stellen, wie kommt es, daß in unserem Wirtschaftssystem die Gesellschaft so wenig präsent ist mit ihren Fragen. Und warum wird dann nicht politisiert, wenn unternehmerische Entscheidungen nur an Shareholder Value ausgerichtet sind und nicht an Fragen der Unternehmensführung und so fort. Das ist wirklich keine klare Antwort auf Ihre jetzige Situation. Sie fragten, auf wen kann ich böse sein? Ich glaube, wir haben alle Grund genug, böse zu sein. Es gibt ja Verantwortlichkeiten. Wir haben es ja nicht mit Schlechtwetterlagen zu tun, die von außerirdischen Kräften geschaffen worden sind und die nicht in unserem Machtbereich stünden. Wir haben uns daran gewöhnt, Black-Box-Begriffe wie Globalisierung usw. zu benutzen, vergessen aber immer, daß dann doch ganz konkrete tangierbare Entscheidungen an den Orten, wo man lebt und wo man arbeitet, getroffen werden. Und die sind hochpolitisch. Man sollte sich dann schon enervieren.

Wortmeldung: Ich würde gerne noch etwas sagen. Sie erwähnen gerade die Deutsche Bank; was mir dazu spontan einfällt ist, daß Josef Ackermann sagt, die Rendite muß 25 Prozent betragen, anders geht es nicht, dann hat er doch eigentlich recht, weil das Unternehmen sonst morgen gekauft wird. Von den Amerikanern. Er ist auch ein Getriebener.

Schultheis: Alle treiben sie's. Und werden getrieben. Ich konnte selbst Tiefeninterviews durchführen mit Managern, die an diesen Entscheidungen beteiligt waren

und sind. Alle, die unter einem Entscheidungsniveau lagen, sagten, die haben das jetzt entschieden. Die Frage nach Verantwortlichkeiten wurde ja auch gestellt, was kann man überhaupt noch politisieren? Wenn wir davon ausgehen, daß nichts veränderbar oder beeinflußbar wäre, dann würden wir wirklich in einer total entfremdeten Welt leben. Wie Marx so schön sagte, die vom Menschen und seinen Gattungskräften hervorgebrachten Wirklichkeiten treten ihm als feindliche gegenüber und führen ihn an der Nase herum. Dann wäre die Menschheit noch nie so entfremdet gewesen wie heute. Angesichts einer enormen technologischen Macht und Verfügungsgewalt über die Natur verfügen wir nicht mehr über Möglichkeiten, unser gesellschaftliches Dasein zu beeinflussen. Deshalb folge ich da Bourdieus These, der sagte, immer kommen uns europäische Wirtschaftsunternehmen und sagen, wir müssen diese Entscheidung so treffen, weil die globalisierten Marktmächte in diese Richtung gehen. Und gleichzeitig wurde immer darauf hingewiesen, daß 80 Prozent des europäischen Warenverkehrs ein Binnenverkehr ist. Und darauf, daß wir auf sehr viele Steuerungsmechanismen verzichten, auch jetzt noch, die wir nicht nach Brüssel verlagern, weil es keinen europäischen Sozialstaat gibt. Es gibt nur diesen Wirtschaftsraum. Und da sind Dinge im Gange, durch die uns eine jahrhundertlange Errungenschaft, der moderne Wohlfahrtsstaat, aufgrund einer politischen Entwicklung, die vor unserer Nase abläuft, abhanden kommt. Und was wird sein, wenn wir dann in zwanzig Jahren rückblickend sagen werden, wie konnten wir denn, warum passierte denn nichts, warum haben wir es fatalistisch über uns ergehen lassen wie eben schlechtes Wetter?

Elisabeth Schweeger: Wenn Sie von Politisierung sprechen und sagen, man sollte sich schon ein bißchen aufregen, dann finde ich das eine gute Aufforderung. Nur, wie kann die Politisierung stattfinden, wenn wir keine Öffentlichkeit haben, um das zu formulieren? Welche Strategien müssen wir entwickeln, um genau das zu machen, was Sie fordern, nämlich sich eben nicht im Hamsterrad weiter drehen, sondern andere Formen entwickeln oder einen Aufstand provozieren. Der Massenaufstand geht nicht mehr. Schreien in den Medien geht auch nicht mehr. Die Kulturinstitutionen, die ja noch einen gewissen Ort der Reflexion und der Diskussion darstellen, sind eine winzige Enklave – wir müssen doch nur hier in die Runde schauen, es ist eine wunderbare Runde mit ungefähr einhundert Leuten, aber wir haben sechs bis sieben Milliarden Menschen auf dieser Welt. Wie kommen wir ins Gehör der Entscheidungsträger? Das ist doch die Frage, die wir uns permanent stellen. Wir machen Analysen über Analysen, bestätigen uns selbst in der Verzweiflung, aber darüber kommen wir nicht hinaus. Das ist langsam ein bißchen frustrierend.

Wortmeldung: Ich möchte dem jungen Mann aus meiner Generation zurufen: Bei uns hieß der Spruch immer »Wer sich nicht wehrt, der lebt verkehrt«. Und ich denke, man kann sich schon wehren. Denken Sie nur an die Studenten, die es jetzt

versuchen, das können Sie für Getümmel halten, aber es ist doch der Versuch, es kollektiv zu versuchen und das fehlt mir irgendwo. Man ist doch ein Kollektiv, eine Gemeinschaft, sich nur auf sich selbst zurückzuziehen, das halte ich für völlig abstrus. Was mich als alte Frau immer sprachlos macht ist, daß kein Aufschrei durch die Gesellschaft geht: »So lassen wir uns nicht behandeln!« Und wenn so ein junger Mann sagt, er sei verzweifelt: »Was soll ich machen, was soll ich machen?« Na, nicht heulen, sich wehren! Es gibt Gewerkschaften usw. Politisierung bedeutet auch, daß man in einer Gesellschaft lebt, daß man gemeinschaftlich auch Dinge ändern kann. Franz Schultheis hat es auch gesagt, man muß es doch hinterfragen, was an gesellschaftlichen Zwängen durch die Globalisierung und die anderen Sachen auf uns zukommt. Sich hinhocken und Heulen und das Nicht-Arbeiten als was besonders Tolles hinzustellen, das halte ich für falsch.

Engler: Möchtest Du was dazu sagen? Als wir uns zum zweiten Male trafen, ging es darum, daß Bourdieu, der ja auch eine herausragende Persönlichkeit im Sinne solcher Strategien der Politisierung war, sich mit dem Gedanken trug, eine solche Plattform zu schaffen. Zumindest eine für die europäischen Intellektuellen: »Liber«, eine Zeitschrift, die es in Frankreich gab, aus der wollte er eine europäische Plattform machen. Wir wissen, daß daraus nichts geworden ist. Du hast Dich damals auch dafür eingesetzt, insofern ist die Frage von Elisabeth Schweeger sehr berechtigt. Sicherlich kann man auf die Straße gehen und seinen Frust herausschreien. Kann es aber die Form einer wahrnehmbaren, systematischen Debatte annehmen? Wenn man sich als einzelner in dem oder dem Medium zu Wort meldet, dann ist ja noch wenig erreicht. Das bedient doch eher die Vereinzelungsstrategie. Vielleicht magst Du dieses Projekt noch einmal kurz skizzieren?

Schultheis: Es hat verschiedene Projekte gegeben, von »Liber« war gerade die Rede. Es war eine europäische Kultur- und Literaturzeitschrift mit stark politischem Charakter. Die wurde zunächst in einer seltsamen Partnerschaft ins Leben gerufen, von »Le Monde«, »El País«, einer italienschen Zeitung und der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«. Damals war die FAZ nicht das, was sie heute ist, noch überraschender eigentlich diese Partnerschaft damals. Nach kurzer Zeit wurde dieses Unternehmen auf Sand gesetzt, nach vier Nummern ging die Luft aus, es war sehr kostspielig. Dann führte Bourdieu es quasi im Selbstverlag weiter. Und wir hatten auch eine deutsche Übersetzung davon. Wenn ich Ihnen jetzt sage, daß wir 50 Abonnenten hatten, mag Sie das zum Lachen bringen, aber das ist ein Lachen, das im Halse steckenbleibt. Es zeigt einfach, daß viele der Initiativen, die unsereins ergreift, sehr machtlos, ohnmächtig sind. Das ist überhaupt die Frage, was kann man noch tun? Wie kann man überhaupt etwas noch öffentlich machen, öffentlich Gehör finden? Im Kleinen kann das jeder. Es hat eine andere Reihe gegeben, die fand ich wichtiger als »Liber«, eine Reihe »Raisons d'agir«, das ist eine

kleine Buchreihe, in der Bourdieu selbst veröffentlich hat, aber viele andere Leute auch. Bücher, die man für 30 Franc verkaufte, das sind umgerechnet knapp 3 Euro. Bücher zu diesem Preis sind eher eine Seltenheit, man hat auch damit Massenauflagen zustande gebracht. Einige dieser Büchlein haben wir 200.000 Mal verkaufen können. Die Reihe existiert auch nach Bourdieu's Tod noch. Morgen früh bin ich wieder in Paris, um die nächsten Projekte zu diskutieren. Das bewegt alles nicht sehr viel. Aber die Tatsache, daß man sich überhaupt aufregt, die soziale Wirklichkeit skandalisiert, indem man sagt, diese Zumutung ist nicht akzeptabel, ist wichtig. Daß man sich also nicht in dieses kleine häusliche Glück zurückzieht, das man für sich selbst zimmert, was denn aus Prekarität auch eine verschämte Prekarität macht – jeder für sich alleine realisiert das kleine Glück. Das ist der Beginn einer Entpolitisierung. Eben war die Rede von den Kulturunterschieden zwischen Frankreich und Deutschland. Man ist in Frankreich, durch die historische Tradition immer noch eher in der Lage, sich kollektiv zu organisieren. Man hat die Arbeitslosenbewegung viel früher zustande gebracht, als im deutschen Rahmen, bei uns war es ein kurzes Strohfeuer. Im französischen Kontext hat es länger gehalten, weil es eine andere parteipolitische Tradition gibt, eine Gewerkschaftsorganisation und so fort. Man ist eben stärker in der Lage zu politisieren. Es könnte uns zum Teil ganz gut tun, uns von diesen Traditionen etwas inspirieren zu lassen. Darüber hinaus kann ich nicht mit großen revolutionären Hoffnungen aufwarten.

Engler: Frau Haller, bitte!

Gret Haller: Ich versuche nur assoziativ auf verschiedene Fragen eine Antwort zu finden, weil man ja nicht ohne Antworten leben will. Ich erinnere mich an die Frauenbewegung, da gab es einmal einen Paradigmenwechsel, da sagten die Frauen plötzlich, ich habe abgetrieben. Das war das Aufbrechen dieser Fragestellung. Ich weiß nicht, ob es völlig neu ist, und ich möchte die Stellungnahme des Fachmannes dazu gerne hören, wenn man diese Verschämung in derselben Art versuchen würde aufzubrechen, also öffentlich sagen würde »Ich bin arbeitslos«. »Ich gehöre zum Prekariat«! Natürlich können das nur, das war damals genau so, die starken Individuen, die wahrscheinlich auch gar nicht in diese Verschämung hineingeraten. Es gibt ja auch Stellvertreteraktivität. Also könnte Mann und Frau versuchen, durch die Demonstration des Selbstwertgefühles trotzdem irgendwie etwas anzufangen, was sich ausbreiten würde. Dann würde man plötzlich sehen, wie breit dieses Phänomen ist. Oder hat das negative Nebenwirkungen?

Engler: Ich finde, das ist eine sehr wichtige Bemerkung. Also eine soziale Beschädigung ohne falsche Scham auszusprechen, das kann oftmals der erste Schritt sein, um daraus etwas Verallgemeinerungsfähiges zu machen und andere zu ermutigen, ebenso zu denken. Daraus kann etwas erwachsen, was so-

lange nicht zum Tragen kommt, solange jeder allein mit dieser Scham lebt. Jeder, der die Möglichkeit hat, damit überhaupt öffentlich durchzudringen, sollte es in der ersten Person Singular genau so sagen, wie Sie es gerade zum Ausdruck gebracht haben.

Gröschner: Da sind wir wieder am Ausgangspunkt. Diese Proteste gab es 2002 ja. Da waren manchmal 200.000 Leute auf der Straße, bei den ein oder zwei Gelegenheiten, die es gab. Und danach ist es wirklich versickert, natürlich auch deswegen, weil es keine Bewegung war. Es gab kein Programm, die Leute sind einfach auf die Straße gegangen. Es ist auch ein Unterschied zu der Arbeitslosigkeit der zwanziger Jahre, die sich viel mehr auf der Straße abgespielt hat, wo die sozialen Konflikte auch mehr zu sehen waren. Heute ist es vielmehr individualisiert. Es kommt ja nicht von ungefähr, daß die GEZ-Gebühren vom Staat übernommen werden, damit die Leute vorm Fernseher sitzen bleiben.

Engler: Was aber nicht heißt, daß die Proteste nicht wieder aufleben könnten. Sie sind ja in einer ganz analogen Situation entstanden. Nur bedarf es dazu klarer Zielsetzungen, solcher, die über ein »Weg mit Hartz!« hinausgehen. Frau Haller, Sie noch einmal.

Haller: Nur ganz kurz, damit ich nicht mißverstanden werde. Der Aufruf zur Demonstration scheint im Moment nicht attraktiv zu sein. Ich möchte jetzt ein Bild zur Illustration geben, nur um zu zeigen, wo die Phantasie vielleicht hingehen könnte: Es gab doch die Friedensfahnen mit dem Regenbogen. Wenn es Fahnen gäbe, auf denen stünde: »Hier wohnt eine …« oder »Hier wohnt ein …«, man müßte es nur gut umschreiben, es also wirklich individuell aufzeigen. Natürlich wird dann etwas Kollektives daraus. Ich glaube, man sollte einfach in dieser Form anfangen zu phantasieren, aber vielleicht ist das auch die falsche Idee.

Gröschner: Ich stelle mir gerade vor, wie an den Hochhäusern hier ringsherum Fahnen hängen, auf denen steht: »Ich werde morgen arbeitslos«.

Wortmeldung: Ich habe eine Frage und möchte auch an die Vorrednerin anschließen. Phantasie. Der Untertitel heißt ja auch: »Abschied von der Arbeitsreligion«. Gibt es denn auch soziale Phantasien, die andere Arbeitsmodelle entwickeln, denn es gibt ja genügend gesellschaftliche Arbeit zu tun. Beispielsweise, ich bin Rentnerin, man könnte mich doch verpflichten, soziale Arbeit zu tun. Ich meine, das ist ein etwas utopischer Gedanke, aber es gab noch keine Rentnergeneration, die nicht mitgearbeitet hat, und auch einen Beitrag geleistet hat, außer die Rente auszugeben. Und ich frage mich da immer, ob ich da etwa falsch denke. Auf alle Fälle fehlt mir da jede soziale Phantasie, etwas zu entwickeln, was die Situation ändern könnte. In einem stimme ich Ihnen zu, im Protest gegen die 50 Millionen des Josef Ackermann. Aber auch wenn

er sie wieder ausgibt, schafft das keine Arbeitsplätze. Ja, meine Frage ist, gibt es andere Arbeitskonzepte?

Engler: Es gibt eine lange Diskussion, die sich im Wesentlichen darum dreht, daß sich das Arbeitsverständnis, an das wir uns im Laufe der letzten zweihundert Jahre gewöhnt haben, nämlich daß Arbeit mit Lohn- und Erwerbsarbeit identisch ist, eine zu enge Vorstellung sein könnte. Kann man das, was jenseits dieser Sphäre liegt, noch Arbeit nennen, oder soll man es Handlung oder Tätigkeit oder Aktivität nennen? Das ist die Frage. Nicht alles, was wir für uns oder mit anderen leisten können, erschöpft sich in Lohn- und Erwerbsarbeit. Denken Sie an das Spiel, die Liebe, die Kunst, die freie Entfaltung von Fantasie und Intellekt. Die kurzsichtige Beschränkung auf das Erwerbssystem, auf Arbeit, bezahlte wie unbezahlte, ist verheerend für uns alle. Wenn ich sehe, daß etwas durch mich getan werden kann, auch wenn es nicht entlohnt wird, dann möge ich es auch bitte tun. Es gibt viele solcher Initiativen, die sind sehr zerbrechlich. Es gibt nicht nur Tauschringe, in denen man das eine für das andere gibt, sondern in denen man Tätigkeiten tauscht. Ein Mensch hat in seinem Leben etwas gelernt, er kann vielleicht diese oder jene Sprache, er hat ein musisches Talent, und warum soll er das nicht an andere, die sich dafür interessieren, weitergeben? Vielleicht erwirbt er oder sie rückwirkend etwas von den Fähigkeiten des je anderen. Das kann man nur unterstützen, weil es das soziale Gewebe festigt, auf eine ganz unspektakuläre Art Fähigkeiten nicht verkommen läßt. Solange wir denken, das lohnt und rechtfertigt sich nur für Lohn, dann taucht das Problem gar nicht auf. Es gibt eine lange Debatte darüber. Wichtiger scheinen mir die praktischen Konsequenzen, die für uns alle ganz unspektakulär aus dieser Erkenntnis zu ziehen wären.

Gröschner: Ich war kürzlich auf einer Veranstaltung über Bürgerengagements. Es gibt ja seit mehreren Jahren in der Bundesrepublik den Ruf nach mehr Bürgerengagement. Es wurde aber auch von den Nachteilen erzählt, zum Beispiel vom Fall zweier emeritierter Professoren, die freiwillig in der Bibliothek gearbeitet haben, was dazu geführt hat, daß der Vertrag der Bibliothekarin nicht mehr verlängert wurde. Man muß also aufpassen. Dasselbe gilt für die Ein-Euro-Jobs, das machen viele Menschen, damit sie unter Leuten sind und arbeiten können. Sie nehmen aber oft Stellen ein, für die früher eine ganze ABM-Stelle geschaffen wurde.

Engler: Die Universitäten, wenn ich das ergänzen darf, sind seit längerem dazu übergegangen, die Lehrdeputate fester Stellen über Werkverträge und Lehrbeauftragte abzuwickeln. Das ist eine sehr ambivalente Geschichte. Für diejenigen, die dadurch überhaupt wieder als Lehrende zum Zuge kommen, ist es von Vorteil. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der sich Hoffnungen auf langfristige Beschäftigung macht, ist es fatal.

Wortmeldung: Ich mache mich jetzt wahrscheinlich sehr unbeliebt, aber ich bin der Meinung, daß die Diskussion immer noch auf dem Stand »Arbeit macht frei« bleibt. Mir geht das nicht weit genug. Was mich genervt hat, war diese wunderbare Geschichte der Sechsunddreißigjährigen, die ihren persönlichen Ausweg gefunden hat. Ihren Ausweg. Zugleich haben sie gesagt, der individuelle Rückzug ist keine Lösung. Man darf auch nicht vergessen, und da treten wir hinter Bourdieu zurück, daß auch Jobs Nebenwirkungen hinterlassen, also daß das soziale Umfeld, in dem man sich bewegt, um die pure Existenz zu sichern, eine Person verändert und Beobachtungsmöglichkeiten unschärfer werden läßt. Dann war von dem Spiel, das wir veranstalten, die Rede, dieses kleine, nette Spiel des Kapitalismus oder eben auch soziale Marktwirtschaft genannt. Wer ist wir? Veranstalten das wirklich wir? Dann ging es um das lebenslange Lernen. Ist Lernen immer Zwang, in Normen sich einzupassen, oder gibt es nicht Möglichkeiten, daraus auszubrechen? Andererseits wurde als Gegenbild immer das Bild vom Künstler dargestellt, jemand, der etwas Kreatives entwirft. Und auf der anderen Seite ging es um die Massen, die das lernen sollen. Ich habe den Eindruck, in der zweiten Hälfte der Diskussion ging es eigentlich um Konstatierung von Verhältnissen, die zehn Jahre zurückliegen. So gesichert leben wir nicht mehr, wie Sie alle heute hier behauptet haben. Wir sind schon zehn Stufen darunter. Und ich denke auch nicht, daß es etwas bringt, wenn man die Unterschicht in zwei Schichten noch einmal teilt, die ehemaligen Arbeiter und die neuen »Unterschichtsintellektuellen«. Ich glaube, alle haben das Potential über all das nachzudenken. Es ist nur die Frage der Hilflosigkeit, die einerseits in das heimliche Heulen zuhause führt, andererseits in eine sinnlose Wut, von der ich auch sagen muß, ich traue mich nicht, sie zu artikulieren, weil ich andererseits um meinen Minijob fürchte.

Engler: Daß Menschen, die nach dem Wegfall ihrer Arbeit keinen Sinn mehr in ihrem Leben finden, keine sozialen Alternativen entwickeln, sondern die Politisierungsschwelle deutlich unterschreiten, ist leicht verständlich. Wenn aber Menschen in großer Zahl beginnen würden, ihr Leben selbständig zu gestalten, auch in der Abwesenheit von Lohnarbeit, ohne der Arbeit nachzutrauern und ihr Leben zu vertrödeln, hätten wir eine andere Lebensqualität. Die Haltung, das Hier und Jetzt nur im Hinblick auf ein Beschäftigungsverhältnis wahrzunehmen, das vielleicht nie kommt, ruiniert das Leben völlig. Das Vermögen, sich selbst zu leiten, zu motivieren, mit oder ohne Arbeit, kann gar nicht früh genug geschult werden. Das sind ganz wesentliche, unverzichtbare Lernprozesse für die Zeit, die vor uns liegt.

Schultheis: Die Kritik an der These, wir machten die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst, ist teilweise berechtigt. Die Marx'sche These lautet, daß der Mensch eben seine Geschichte selbst macht, wenn auch nicht aus freien Stücken. Man könnte nun die These aufstellen, wenn Menschen, die so leben wie

wir, häufig unter Umständen leben, in denen sie so geringe Verfügungsmacht über ihr eigenes Schicksal, über ihre eigene Lebensführung haben und sich fühlten wie ein Blatt auf dem Fluß, das einfach dahingetrieben wird, dann ist dies eben ein Höchstmaß an Entfremdung. Die gesellschaftlichen Verhältnisse, die das systematisch hervorbringen, müssen kritisiert werden. Ist denn die Nicht-Arbeit die einzige Alternative zur Arbeit? So einfach ist das meines Erachtens nicht. Wir haben es heute mit einem reduzierten Arbeitsbegriff zu tun. Wir sprechen von entlohnter Arbeit, die monetär konzipiert ist. Darüber hinaus gibt es aber eine Vielzahl von Aktivitäten, die sozial sinnvoll sind, aber nicht entlohnt werden, und es ginge darum, auch diesen Aktivitäten Anerkennung zuteil werden zu lassen. Diese Arbeiten wurden ja bisher von einer Masse von Menschen, meistens von Frauen, ehrenamtlich erbracht und zwar im stillen Kämmerlein der Privatsphäre. Sehr viele der einst ehrenamtlich erbrachten Tätigkeiten sind jetzt monetarisiert worden. So zum Beispiel Kinderaufzucht in Krippen, Kindergärten und Vorschulen. Man monetarisiert Hausarbeit, externalisiert das, wie die Ökonomen sagen. Das heißt, es hat schon eine riesige Revolution der Entprivatisierung von Tätigkeiten gegeben. Diese Tätigkeiten wieder zu reprivatisieren könnte dazu führen, um die These der Reservearmee noch einmal aufzugreifen, daß dann doch zunächst wieder die Frauen dran glauben müssen. Die Idee, daß man sich mit der Nichterwerbsarbeit abfinden sollte, bekäme Druck von oben. Die Menschen, die sich dann ganz unten finden, ich habe das eben schon versucht anzudeuten, die sind am wenigsten gut ausgestattet mit utopischem Potential, mit intellektueller Kritikfähigkeit, mit Möglichkeiten, sich doch zurechtzufinden, beispielsweise eine Fahne rauszuhängen und zu sagen. »Ich bin arbeitslos!« Das sind Leute wie wir, die das jetzt vielleicht noch als Sprachspiel und Gedankenspiel gut hervorbringen können. Wir dürfen aber diese Menschen, die ohnehin schon materiell bis zum Halse in diesem Malheur drin stecken, nicht noch damit überfordern, daß wir sagen, seid doch stolz auf euren Zustand, hängt es doch raus, schämt euch eures Zustandes nicht mehr. Das ist eine milieuspezifische Art mit dem Problem umzugehen, aus dem dann letztendlich doch das Etikett stigmatisierend auf dem Jackett klebt. Sie würden es nicht fertigbringen, ihre eigene Scham abzulegen. Ich glaube, das wäre etwas zu einfach.

Engler: »Abstrakter Kapitalismus« lautet das Thema unseres nächsten Salons. Wer veranstaltet das Spiel eigentlich und mit welchen Regeln? Worum geht es in dem allerneuesten Kapitalismus? In den wir eingetreten sind und der mit »neoliberal« viel zu allgemein und unbestimmt beschrieben ist. Ich sage das nur im Vorgriff. Reinhard Blomert und Rüdiger Pütsch werden zu Gast sein. Rüdiger Pütsch war fünfundzwanzig Jahre Banker. Sie werden verblüfft sein, was im Inneren der Banken diskutiert wird. Ich war es jedenfalls. Offensichtlich hat die Systemkritik tiefe Wurzeln im Bankensystem gefaßt. Ich danke den beiden Gästen, ich danke Ihnen, ich wünsche schöne Weihnachten und

ein schönes Neues Jahr und würde mich sehr freuen, wenn wir uns im Januar wiedersehen. Bis dahin.



Kampf des Negers und der Hunde von Bernard-Marie Koltès
Wolfram Koch, Almut Zilcher
Raum: Katrin Brack
Regie: Dimiter Gotscheff
Foto: Thomas Aurin